P.o.germ.
1985
d 12

W. de Schönberg

P. o. germ.
1985 d
12

Bouterweks Miscellaneen

II. Band.

Berlin,

bei C. L. Hartmann,

1794.

Av. 3287

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Noch
ein Wort zur Vorrede
in anderem Ton.

Wer ohne Anſpruch, ohne geheime Adreſſen und ohne demagogiſche Autorkünſte den Ertrag ſeines Geiſtes, ſeines Herzens und ſeiner Phantaſie, ſo viel ihm davon geworden iſt, dem Publikum mittheilt, der geht, wie natürlich, ſehr ungern daran, von platten Verunglimpfungen ſolcher Men-

schen, die den Namen eines Recensenten längst zu einem sehr zweideutigen Namen gemacht haben, irgend Notiz zu nehmen. Nur auf ausdrückliches Verlangen solcher Freunde, deren Urtheil zu respectiren Pflicht ist, steht diese Vorrede hier.

Sehr wenig bedeuten die mancherlei Versuche, die ich bis dahin dem Publicum zu bieten wagte. Weit überwiegt die Summe der Fehler und Mängel, die ich daran erkenne, das wenige Gute, was diejenigen darin gefunden haben, um derentwillen es da steht. Aber so geringe auch meine Gaben gewesen seyn mögen, so waren sie doch nur für reine Hände bestimmt, und die Hände, welche seit einiger Zeit

in einigen beliebten Zeitungen und Bibliotheken ein schandbares Spiel damit treiben, sind, wie ich zur Steuer der Wahrheit laut sagen muß, sehr schmuzig. Von einem Urtheile, das über den ersten Theil dieser Miscellaneen in einem öffentlichen Literaturblatte ergangen seyn soll — ich habe es nicht gelesen — schreibt mir ein Mann von Talent und besserer Gesinnung: „Man hat in der N. N. Zeitung Ihre Miscellaneen recht tölpisch behandelt.“ — Es sei darum! Tölpeleien fallen ihrer Natur nach zurück auf den Sünder von stumpfem Sinn und gemeiner Seele, der sich nicht besser zu ergözen weiß; und daß ein Tölpel mitunter den Ban-

diten macht, ist auch nichts Unerhörtes in der großen so wenig, als in der kleinen Welt. Laßt also, ihr Besseren, ohne Sorgen das Recht seinen Gang gehen, und fordert nicht wieder von mir, daß ich in einer Sache, wo ich nicht Anwald seyn kann, ohne mir dem Scheine nach auch das Ansehen des Richters zu geben, jemals wieder ein Wort verliere.

B.

Inhalt.

Lyrische Nachlese.

Beschauung . . . Seite 3
Morgenlied eines Mannes, der kann, was er will, und will, was er kann . . 6
Wunderglaube. Nach dem Koran . . 9
Schwanengesang 11
An die Weisen 13
Abschied von Mina, an ihrem Geburtstage 14
Der Baum der Liebe. Nach dem Neugriechischen 15

Das otaheitische Mädchen am Grabe ihres Geliebten - S. 17

Mahomeds Himmel. Ein Sinnenspiel - - 21

Quellenlied - - - 32

Die Halbbrüder im Geisterreich.

Ein platonisches Mährchen - - 35

Die Vergötterung des Herkules - - 47

Theodota.

Eine attische Scene. Nach dem Griechischen - - - - 75

Lydor's Sonette,

- gesammelt aus den Resten eines ungedruckten und längst untergegangenen Romans.

Der Scheideweg - - - 105

Entschluß - - - - 107

Auf der Reise . . S. 109
Die Dämmerungsfeier . . 111
Das Mühlenwäldchen . . 113
Der Fall . . . 115
Maigefühl . . 116
Philosophie der Liebe . . [illegible]
Sehnsucht . . . [illegible]
Liebeseinigung . . [illegible]
Lyda's Mängel . . [illegible]
Lezte Liebe . . [illegible]

Ueber Schönheit und Kunst.
Zweites Fragment . . [illegible]

Der Schwur der Liebe.
Eine Novelle . . [illegible]

Pilgrimsgedanken.
I
Am Quell . . . [illegible]

Das otaheitische Mädchen am Grabe ihres Geliebten - S. 19

Mahomeds Himmel. Ein Sinnenspiel - 21

Quellenlied - - 32

Die Halbbrüder im Geisterreich.

Ein platonisches Mährchen - 35

Die Vergötterung des Herkules - 47

Theodota.

Eine attische Scene. Nach dem Griechischen - - - 75

Lydor's Sonette,

- gesammelt aus den Resten eines ungedruckten und längst untergegangenen Romans.

Der Scheideweg - - 105

Entschluß - - - 107

Auf der Reise - S. 109
Die Dämmerungsfeier - - 111
Das Mühlenwäldchen - - 113
Der Fall - - - 115
Maigefühl - - 116
Philosophie der Liebe - - 118
Sehnsucht - - - 120
Liebeseinigung - - 121
Lyda's Mängel - - 123
Letzte Liebe - - 125

Ueber Schönheit und Kunst.
Zweites Fragment - - 129

Der Schwur der Liebe.
Eine Novelle - - 161

Pilgrimsgedanken.
I.
Am Quell - - - 265

II.

Im Walde - - - S. 270

III.

Am Wege - - - 274

Verbesserungen.

In dem Gedichte Seite 17 bis 20 lies Tahea, statt Tahna.

In dem Gedichte Seite 47 u. folg. lies Oeta, statt Onta.

Seite 107 in der 3. Zeile v. u. lies wägt, statt wagt.

— 155 in der 7. Zeile v. u. lies Damon, statt Dämon.

— 224 in der ersten Zeile v. oben, lies Andrucks, statt Ausdrucks,

Lyrische Nachlese.

Beschauung.

Wer mißt die Weiten des Himmels?
Wer mißt die Tiefen des Lebens?
Der Seher, der am hellsten sieht,
Verstummt zuerst.
Ein Weltall ist
Der Nebelfleck.
Im Dunkel wohnt die Unendlichkeit.

Entführe, Seelenverwechsler,
Dir selbst nur Einen Gedanken!
Dann komm und heb die Hand empor,
Und sei ein Mann,

Und zeige dich!
Fang an das Werk,
Und form' uns Bilder aus Menschenstoff!

Versteht der schattende Zeiger
Die Tagesbahnen der Sonne?
Und sieh! er zeigt dem Fragenden
Sein Stündchen recht.
Wer bist denn du?
Enträthsle doch
Die Kraft, durch die du enträthseln kannst!

Fünf helle Spiegel empfangen
Des Lebens fliegende Bilder,
Und mit verschmolznem Strahle formt
Sich Bild in Bild.
Du glaubst und träumst,
Du sähest Eins,
Und siehst ein einiges Allerlei.

Da bricht der Schimmer aus Schatten!
Da stirbt der Schatten im Schimmer!
Vergieb der frommen Betrügerinn,
Der Phantasie!
Sie bildet dir
Nach deinem Sinn
Die ungenügende Mittelform.

Morgenlied eines Mannes,

der kann, was er will, und will, was er kann.

Wach auf, mein Herz, mit Siegesklang
Und opfre deine Beute!
Erhebe dich wie Lerchensang
Und fernes Festgeläute!
Der stimmt ein Lied der Lieder an,
Der seinem Willen leben kann.

Ein Andrer denk' an Hoch und Tief
Und lange Schimmerbahnen!
Mir gilt ein innrer Freiheitsbrief
Für sechzehnhundert Ahnen.
Der ist ein hochgeborner Mann,
Der seinem Willen leben kann.

Rühmt immerhin mit Saitenspiel
Fortunens milde Gaben!
Ich habe mich; das ist nicht viel;
Doch mehr, als Fürsten haben.
Der ist allein ein reicher Mann,
Der seinem Willen leben kann.

Wohl Manchen ziemt's, im Dienerglanz
Zum Herrn hinauf zu sehen.
Mir glückt es nicht als glatter Schranz
Auf glattem Grund zu stehen.
Der ist ein selbstgeehrter Mann,
Der seinem Willen leben kann.

Ihr zwängt die Freude nach der Schnur
In Gallamenuetten?
Mir hüpft sie ungezwungen nur
Und ohne goldne Ketten.
Der, sagt sie, ist allein ihr Mann,
Der seinem Willen leben kann.

Das Wort des Hohen ist nicht fein;
Drum schlingt er's fein in Knoten.
Ich theile gern mein Ja und Nein;
Doch schwerlich mit Despoten.
Der ist allein ein ganzer Mann,
Der seinem Willen leben kann.

Wunderglaube.

Nach dem Koran.

Nach Wundern fragst du, blindes Volk,
Das Unsichtbares sehen will?
Das, was dein Witz natürlich heißt,
Hast du es schon erfaßt?

Daß über dir der Himmel sich
Mit hunderttausend Sternen dreht
Und Sonn- und Mondenschein gebiert,
Das ist der Wunder eins.

Daß auf den Boden unter dir,
Den keine Schwelle trägt und hält,
Du fest und sicher treten kannst,
Das ist der Wunder eins.

Daß du mit Sinn und Lebenslust
Hervor aus Mutterleibe gingst
Und jeden Morgen neu erwachst,
Das ist der Wunder eins.

Daß stärker als Magnetenzug
Der Liebe süße Siegesmacht
Die Seelen an einander drückt,
Das ist der Wunder eins.

Nach Wundern fragst du, blindes Volk?
Bedenke, daß du Etwas bist
Und Gut und Böses wollen kannst,
Und frage förder nicht!

Schwanengesang.

Lebensliebe! Lebensqual!
Steht des Todes Schattenhimmel,
Kranke Seele,
Deinem Wunsch nicht immer offen?
Einen, Einen leisen Schritt,
Und du schlummerst
Hin zu deinem lezten Lieben,
Der so freundlich
Dir die Hand entgegenreicht.

Wenn Fortunens Kugel fliegt,
Wenn des Schicksals Donner rollt,
In der Brust des freien Mannes,
Der den Tod zu finden weiß,
Ruht der Friede.

Wenn sich Wetterwolken ballen
Und Orkane Wälder werfen;
In der Brust des freien Mannes,
Der den Tod zu finden weiß,
Ruht der Friede.

Wenn des Aufruhrs Flammen wirbeln
Und des Mordes Schwerter triefen;
In der Brust des freien Mannes,
Der den Tod zu finden weiß,
Ruht der Friede.

Gleich dem Schöpfer seines Thränenanfangs
Schafft sich der sein eignes schönes Ende,
Der den Tod zu finden weiß.

An die Weisen.

Immer, immer prüfen, rechnen, wägen,
Was im freien Herzen lebt und wallt;
Ob wir folgen sollen, überlegen,
Wenn die Losung der Natur erschallt;

Jeden Schritt mit Härchenmaße messen,
Eh wir's wagen vor uns hinzugehn,
Jede Thräne sorgsam niederpressen,
Eh wir ihren vollen Grund verstehn;

Kundschaft sammeln, ehe wir uns freuen,
Was denn wirklich wahl die Freude sei —
Traun! Das ist der armen Spielereien
Frommer Klügler ärmste Spielerei.

Abschied von Mina,

an ihrem Geburtstage.

Wenn in deiner Lieben Feierkreise
Nichts den lauten Ruf der Wünsche hemmt,
Kömmt dieß Blättchen heimlich nur und leise,
Gleich als wär' es deinem Herzen fremd.

Mina! Mina! halt' es ihm zu Gute,
Was es, dir allein verständlich, spricht!
Zeichnet' ich den Sinn mit Herzensblute,
Dennoch sagt' ich seine Fülle nicht.

Auf der Aue, die ich weinend tränke,
Sproßt die Morgenblume deines Glücks.
Pflücke sie! und, Mina, und gedenke
Meines letzten, langen Scheideblicks.

Der Baum der Liebe.

Nach dem Neugriechischen.

Es wuchs für mich ein Baum empor;
Er hieß der Baum der Liebe.
In seinem Schatten blühte mir
Ein Himmel süßer Zuversicht
Und namenloser Freude.

Und dieser Baum, er ist dahin,
Dahin mit Blatt und Blüte!
Des schwülsten Tages Feuerhauch
Versengte Stamm und Zweig und Laub
Und jede zarte Knospe.

Die dürre Wurzel klammert sich
Vergebens in den Boden.
Vergebens schießt noch hier und da

Ein jugendlicher Sprößling auf.
Er stirbt nach halbem Leben.

Und ich, wie dacht' ich einst: der Baum
Der Liebe schattet ewig!
Wie oft begoß ich glaubensvoll
Den Boden, wo er stand und wuchs,
Mit meines Auges Thränen!

Mit meines Auges Thränen ist
Verdorrt der Baum der Liebe.
Sie, die voll schöner Zuversicht
Mein Herz in seinem Schatten fand,
Sie sah ihn still verdorren.

Doch, Lyda, Lyda, wolltest du
Die dürre Wurzel pflegen;
Durchströmt von neuem Lebenssaft
Entsproßt' ihr dann ein neuer Baum,
Ein neuer Baum der Liebe.

Das

Das otaheitische Mädchen
am Grabe ihres Geliebten.

Hier am rauhen Steine will ich ruhen,
Wo der Wind das Grabgemäuer streift,
Wo die Toa *) ihre schwarze Schatten
Ueber mich und meine Liebe dehnt.

Alles, Busch und Mauer, Stein und Blume,
Alles schauert, düstert, starrt mich an.
Alles ist zu Tod und Nacht geworden,
Wo mein Herz um meinen Lieben weint.

*) Toa — ein Baum, der der Eiche gleicht und auf den tropischen Inseln des Südmeers an die Grabmäler gepflanzt wird.

In das tiefe Dunkel meiner Schmerzen
Blickt des Mondes mildes Auge nicht.
Alle schlafen sie in unsrer Hütte,
Wie sie schliefen, als ich glücklich war.

Vater, Mutter, Schwester, Bruder schlafen
Fest auf ihren Pisangblättern fort;
Aber meine Pisangblätter liegen
In der Hütte hin und her zerstreut.

Mein Tahna! Mein Tahna! Höre!
Ach! Er hört, er sieht und hört mich nicht.
Ueberschüttet mit der feuchten Erde
Liegt Tahna blutig, starr und kalt.

Dort am Bache durch die Palmenreihen
Fliegt er nun nie wieder auf mich zu.
Von dem blauen Wellenspiel des Meeres,
Blickt er nie in's Auge mir zurück.

Ich will fliehen, fliehen auf die Berge,
Wie ich aus des Vaters Hütte floh;
Hin, hinauf die Berge! Hin, hinunter,
Wo der Regen an die Felsen schlägt.

Wo der Bliz in tiefe Klüfte leuchtet,
Wo der Sturm mein lezles Ach entführt,
Da, da soll mich niemand, niemand finden,
Soll mir niemand sagen: Weine nicht!

Weißt du, was ich dir bereitet hatte,
Als du in die Schlacht der Feinde zogst?
Mahl und Lager hatt' ich dir bereitet,
Mein Tahna! Doch du gingest fort.

Mit dem Nachen nach den Feindesinseln
Gingest du. Ich blieb am Ufer stehn,
Aß nicht, trank nicht, starrte hin in's Weite,
Bis der Abend in die Wellen sank.

Kehrt er nun zurück, — so sprach ich heimlich —
Löf' ich ihm den Muschelpanzer ab,
Spiele mit des Helmes hohen Federn,
Fächle spielend seine heiße Brust.

Dunkel wurd' es. Von den Feindesinseln
Kehrten spät die Kriegesnachen heim.
Und da lagst du blutig in dem Nachen,
Starr und blutig, mein Tahna, du.

Ha! Da ruft die Mutter! Ich soll kommen!
Nein ich komme nun und nimmer nicht.
Ich will fliehen, fliehen auf die Berge,
Wie ich aus des Vaters Hütte floh.

Mahomeds Himmel.

Ein Sinnenspiel.

Wer leitet auf der Reise
Durch die Weiten des Himmels,
Genius, dir die Bahn?
Dachtest du dich selbst noch nicht zum Gotte,
So laß sie schwimmen, die große Weltenflotte
In des Raumes Ocean!
Mancher Himmelsmesser,
Mancher Sonnenzähler
Suchte schon das lezte Licht.
Aber keinem ist es geworden.
Suche her, suche hin!
Such' in Süden oder in Norden!
Zu Elysiums Accorden

Paßt die Regel des Meßners nicht.
Was der Forscher nicht findet,
Der Schlüsse mit Schlüssen paart,
Hat der Fürst der Herzensspäher,
Mekka's Seher,
Allen Gläubigen offenbart.
Vor seinem aufgehobnen Finger,
Vor dem Auge voll Glut und Geist
Müssen sich sechs Himmel spalten,
Muß der siebte sich entfalten,
Den er seinen Gläubigen verheißt.

Sag, was ist es, das wie Luftgelispel
Die heiße Wange kühlt,
Das wie Mädchenathem
Dir entgegen spielt,
Wie der Duft der Pomeranze,
Wie Jasminenhauch,
Wie ein Gefilde voll Bohnenblüthe
In des Schlummergottes Gebiete,

Wie der thaubesprengte Wald,
Wenn die Zweige neubegrünter Maien
Leise wallend im Mondenlicht
Diamanten streuen?
Du bist da!
Du bist da!
Bist im Laube, wo der Frohe
Nie die lieblichen Luftgebäude
Seiner Phantasienfreude
In eitlen Dunst verrinnen sah.
Immer grün ist jener Rasen;
Immer weich ist jenes Quellenmoos.
Immer bergen schattende Laubengänge
Erfüllter Wünsche die Menge
In ihrem kühlen Schooß.

Sammle dich, Gefühl!
Drunten in Fortunens Nachtgefilde
Faßtest du im hellsten Bilde
Nur ein helleres Schattenspiel.

Aber auch hier oben spielt durch Schatten
Lieblicher das Licht.
Licht und Schatten muß der Nerven
Schwunggefühl im Schwunge schärfen.
Bäume, die nicht Schatten werfen,
Wachsen auch im Himmel nicht.

Wie dort die Kokospalme
Dir feierlich Willkommen nickt!
Dort die goldnen Früchte der Hesperiden
Im Wählen unentschieden
Dein Auge von weitem pflückt!
Wie mit ausgespannten Blätterflügeln
Der Pisang steht!
Wie sie sich bläht, die Nektarpflaume,
Und der Pfirsich, wie mit zartem Schaume
Ueberweht!
Siehst du jene Ströme,
Wie sie wogen durch das Himmelreich,
Ungetrübt seit ewigen Zeiten!

Wie sie blinken, wie sie gleiten
Hin in langen Wellenzügen!
In die Grotten, wo es rauscht,
Tritt hinein!
Dort entspringt in goldnen Krügen
Feuerheller Lebenswein.

Aber unter diesen Herrlichkeiten
Kein Fühlender, als du?
O der kümmerlichen Habe,
Aller Himmel Freudengabe,
Und kein Mitgenoß dazu!
Aber da wallen leise Töne
Wie verwehter Harfenklang!
So ertönt es in keiner Oede!
In dem Klang' ist süße Rede.
Ja, sie kommen den Strom entlang,
Deine Genossen,
Ja sie kommen ohne Zahl.
Stille Kraft im schlanken Gange!

Eine Blume jede Wange!
Jeder Blick ein Sonnenstrahl!
Einer naht sich nach dem andern.
Dieser drückt dir sanft die Hand;
Jenen nennst du schon den deinen;
Und sie Alle,
Die sich hier um dich vereinen,
Eint des Mitgefühles Band.

Jünglinge wie Ganymede,
Auserkoren, dir zu dienen,
Führen dich, den neuen Gast,
In den schimmernden Pallast.
Wie erhellt vom Abendstrahle
Leuchten aus dem Grottensaale
Purpurwerfende Pokale.
Unbekümmert tritt hinan
Auf den Teppich
Mit dem Diamantensaum!
Dich erwartet

Jenes grüne Atlaskissen.
Fern von allen Kümmernissen
So zu ruhen,
Glückt den Salomonen kaum.

Nun brich die Blüthe des Mahles,
Mit vollem Herzen froh!
Die Hand, die Hand vom Zügel,
Besorgniß! Um den Spiegel
Des Bechers steht geschrieben;
„So ist und ewig so.“
Wenn rascher die Pulse klopfen,
Dem matten Ueberdruß
Den Zugang zu verstopfen,
Bedarf es nur,
Drei perlenklare Tropfen,
Geschöpft im Quelle Zangabil.

Schon kreisen die Geister des Lebens
Im leichten zephyrischen Schwung.

Doch giebt dieß leichte Leben
Auch Herzen, die, wie du,
Nach ganzer Fülle streben,
Erwünschte Sättigung?
Der Saal wird leerer und leerer.
Wer kaum noch freundlich sprach,
Verschwindet.
Jeder auf seinen Wegen
Geht seinen Kronenfreuden nach.
Und du bleibst allein?
Wolken lagern sich um deinen Sinn?
Diesem wirbelnden Gewühle
Zephyrlicher Lustgefühle
Fehlt's an einer Königinn.
Nur der Liebe Rosenzepter
Stillt des Herzens Anarchie.
Ihr ein Opfer zu bringen,
Senkt jeder Wunsch die Schwingen,
Und alle Kräfte ringen
Für sie allein, für sie.

Wirf ihn ab, den Trauermantel,
Der dich, Geist, zu Boden zieht!
Allzutrüb' und allzulange
Floß im Elegienklange
Dein geliebtes Thränenlied.
Siehst du da die Auserkorne?
Im Zitronenwalde da?
Sie, die einst, dich zu belehren,
Aufgerückt in schönere Sphären,
Dein Auge nur in Träumen sah?
Wie in ihrer Muschelschale
Die unberührte Perle liegt,
Haben lange Aeonen
Sie auf Blumenthronen
Nur für dich,
Nur für dich,
Im Schlummer hingewiegt.
Des Schicksals Ruf hat sie nur jetzt
Wie früher Lerchenwirbel erweckt.
Des Schicksals Allmacht hat dich ihr,

So wie dir sie,
Im Traume voraus entdeckt.
Diese großen schwarzen Augen
Suchen dich.
Dieses Busens Lilienfülle
Dehnt sich durch die wallende Hülle
Hin zu dir so königlich.
Zenide! Zenide!
Du fliegst zu ihr.
Sie fliegt zu dir.
Stolzer Sohn des Himmels, du!
Wie vom Weste hergeblasen
Schlüpft sie auf dem sammtnen Rasen
Hocherröthend auf dich zu.

Süßes Weben der Betäubung,
Das den Seligen umschwirrt!
Wie mit jedem Athemzuge
Bei des Blutes Wellenfluge
Jede Fiber Seele wird!

Tausche, tausche für Gefühle
Jeden Schlußgedanken um!
Wer den Himmel will ergründen,
Wird nie einen Himmel finden.
Da wo Grund und Maß verschwinden,
Da nur ist Elysium.

Quellenlied.

Nur dem Glücklichen entschlüpft
Stund' und Tag mit gleicher Schnelle,
Wie uns dort die Bacheswelle
Schwindend aus den Augen hüpft.

Aber wer mit schwerem Sinn
Brütet über Weh und Wunden,
Diesem dehnen sich Secunden
Wie Cocytuswogen hin.

Keiner, den das Leben freut,
Wünsche, daß es länger währe!
Leicht erfüllt zur strengen Lehre
Diesen Wunsch ein langes Leid.

Die Halbbrüder im Geisterreich.

Ein platonisches Mährchen.

Die Halbbrüder im Geisterreich.

Ein platonisches Mährchen.

In den Zeiten des Chaos, als die Genien und Demiurgen bemüht waren, den Hader der Elemente zu schlichten und den formlosen Erdplaneten vorzubereiten zur Wohnung der Halbgeister, die, aus dem Empyräum verstoßen, bestimmt waren zu leiden und sich zu freuen in Menschengestalt, begab sich's, daß ein Genius, der reinsten und herrlichsten einer, von Liebe entbrannte.

Wer konnte die seyn, die so ein Genius liebte? Wer anders als die Liebe selbst?

Und sie war es; Urania, damals die einzige Göttinn; sie, die, vom Himmel

niederschwebend, jeden Theil des Chaos, dem die Genien und Demiurgen Form und Verhältniß gegeben hatten, zum Sinnbilde überirdischer Schönheit erhob.

Der Genien schönster umarmte Uranien im Schatten der uralten Nacht.

Nach Ablauf einer Zeit, die nur den Himmlischen bekannt ist, gebar Urania einen Sohn, den sie Enthusiasmus nannte, gleichsam der Göttlichkeit Erben. Und als die Jugendblüte des Neugebornen sich aufschloß, schienen alle andere Genien fast verdunkelt in ihrem Urlicht. Schimmer, die das Reich der Nacht, in deren Schatten der Geisterknabe gezeugt und geboren war, weithin durchdrangen, strömten aus seinen weitoffnen Augen hervor. Aus seiner leichten Gestalt drängte sich schaffende Kraft. Man sah seinen Vater in ihm. Aber den — wunderbar rei-

zenden Zug um Wange und Mund, diesen Zug, der den lebendigen Kraftausdruck seines ganzen Gesichts in Liebe und Harmonie verschmolz, den konnte ihm nur seine Mutter vererben.

Göttersohn! Enthusiasmus! Was würde die Welt geworden seyn durch dich, wenn nicht das ewige Schicksal geboten hätte, daß sie nichts anders seyn sollten, als — was sie nun ist!

Nicht alle Dämonen, die im unermeßlichen Raume umherwebten, waren so auf Gutes bedacht, wie die wohlthätigen Baumeister der Welt. Einer der Uebelsten fühlte sich in seinem neidischen Herzen verwundet durch die Glorie des Enthusiasmus, des Lieblings der Geister. Er sann auf Schaden und bittere Rache.

In den verborgensten und entlegensten Tiefen des Chaos wohnte ein Ungeheuer,

das in der Folge — vermuthlich weil es überall zu finden und also leicht zu mahlen war — von den Dichtern alter und neuer Zeit so oft gemahlt worden ist, daß man nur seinen Namen zu hören braucht, unerinnert zu werden an seine ganze Furienbildung. An dieß Ungeheuer, die Zwietracht genannt, wandte sich heimlich der rachsüchtige Dämon.

Sei gegrüßt, sprach er schmeichelnd zu ihr, im Dunkel deiner zerstörenden Macht! Deine Widersacherinn von Ewigkeit her, die überall vereinen will, wo du trennst, wird nun die Alleinherrschaft über die dem Chaos entrissene Welt erobern. Sie hat einen Sohn geboren, der Alles, was Leben hat, mit Licht und Liebe zu beseelen und die lezten Stüzen deines Throns niederzureißen droht. Es ist geschehen um dich, wenn du nicht auch einen Sohn gebierst, der

mächtig ist zu zerstören, was der Sohn des Genius und der Liebe bauen wird.

Und mit solchem Sohn, antwortete grinsend die Zwietracht, möchtest du mich beschenken? Du? —

Wenn ich's möchte, sprach lachend der unsaubere Geist, würd ich's nicht können. Soll der Sohn, den du der Liebe zum Trotz gebären mußt, dein Reich befestigen unter dem Geschlecht der Halbgeister, die Menschen heissen, so muß seine Gestalt dem Geisterliebling Enthusiasmus gleichen. Mache Gebrauch von deiner hohen Verwandlungskunst! Wenn den Vater des Enthusiasmus eine böse Stunde überfällt — denn die besten Genien sind, wie dir bekannt ist, nach dem Willen des Schicksals, bösen Stunden unterthan — so umschlinge du ihn in der Gestalt Urayens; und dein Lohn wird kommen mit seiner Strafe.

Armes, kaum entstandenes Menschengeschlecht! Die Zwietracht befolgte den heillosen Rath des triumphirenden Dämons. Der Genien schönster wurde betrogen in seiner bösen Stunde. Ohne zu wissen, was das Schicksal beschlossen hatte über ihn und die Welt, wurde er Vater des Fanatismus.

So tief ein Genius gebeugt werden kann, war der Vater des Enthusiasmus gebeugt, als ihm die Zwietracht den neugebornen Bastard Fanatismus überreichte. Wenig hatte der unselige Sprößling von seinem Vater geerbt; nur so viel, als nöthig war, Unerfahrne mit der nachgeheuchelten Miene des Enthusiasmus zu täuschen. Auch sein Auge blitzte himmelauf, aber mit Feuerfunken der Wuth, nicht mit den Sonnenstrahlen der Liebe. Auch sein Denken und Thun schien über-

all sich hinauszuschwingen über den schweren Schritt der Erdennatur; aber wo er vorübergeschwebt war, sproßten Dornen und Nesseln. Und als das Geschlecht der Menschen den höhern Geistern das traurig reizende Schauspiel der Weltgeschichte aufzuführen anfing, zeigte sich's, was der Enthusiasmus und was der Fanatismus vermochte. Die Lieblinge des erstern waren begeistert; die Diener des leztern waren besessen; und beide wurden von den unverständigen Menschen mit einander verwechselt.

Der Enthusiasmus war es, der in homerischen Tönen die Iliade sang, mit dem Meißel des Phidias überirdischen Naturen ein fühlbares Daseyn gab, und die Frucht der Weisheit hervorlockte aus den Blumen platonischer Dichtung. Der Enthusiasmus war es, der bei Marathon und

Platäa an der Spitze der Kinder der Freiheit focht und den Mann von Sparta mit seinen Dreihunderten nach Thermopylä führte. Der Enthusiasmus war es, der den kolossischen Bau der Bürgerherrlichkeit Roms unternahm. Und so wirkte er zur Vergöttlichung des schwachen Menschengeschöpfs durch alle Zeiten fort. So gab er unserm Luther das sichere Geleite nach Worms, das Kaiser und Reich versprochen hatten, aber dem Manne nicht halten zu wollen schienen, der ging, um nach seinem Glauben und Menschensinn dem Kaiser und dem Reich die Wahrheit zu predigen.

Und wie wirkte dagegen, dem Enthusiasmus das Widerspiel unter den Menschen zu halten, der Fanatismus?

Ach! Die Entheiligung des Heiligen, die Dämpfung der Vernunft, die Abstum-

pfung des Menschensinns, war von Anbeginn das Werk des Fanatismus. Den Nacken des treufleißigen Aegyptiers, der seinen Acker bestellte für die Speicher seiner geistlichen, und Pyramiden aufthürmte für die Eitelkeit seiner weltlichen Gewalthaber, beugte der Fanatismus. Den Tempel der phönizischen Göttinn, wo Weiber und Jungfrauen sich jährlich einmal dem Volke Preis gaben aus Glaubenspflicht, gründete und erbaute der Fanatismus. Durch Verrenken, Zerfezen, ekelhaftes Entstellen und sinnloses Kasteien des Leibes in Fakir- oder Mönchsgestalt um den unendlichen Preis des höchsten Guts zu buhlen, lehrte der Fanatismus. Dem Machtbefehl eines Lügners, der, hier mit einer einfachen, dort mit einer dreifachen Krone prunkend, sich für einen Stellvertreter des Unendlichen auf Erden auszuge-

ben, frech genug war, diesem ohne Prüfung und Widerspruch zu fröhnen, gewöhnte arme, redliche, fromme Seelen der Fanatismus.

Doch alle Schand- und Gräuelthaten des unseligen Bastards, selbst seine Ketzergerichte und Glaubenskriege mitgezählt, schadeten den Menschen und Völkern nicht so viel, als die unglückliche Aehnlichkeit zwischen ihm und dem himmlischen Geistergenossen, seinem Halbbruder. Betrogen vom Anschein kämpfte die endlich erwachte, aber noch nicht genug erfahrne Vernunft gegen den Enthusiasmus wie gegen den Fanatismus, und erschwerte sich dadurch auf Jahrtausende hin ihr großes Geschäft, die verkrüppelten Zöglinge der Gewohnheit wieder zu geraden und freien Menschen zu bilden.

Die Vergötterung des Herkules.

Die Vergötterung des Herkules.

Auch ich muß einmal, Hellas-Elysium,
Auf deinen Auen mir Amaranten lesen.
Dem wäre besser, er würd' auf ewig stumm,
Wer singt, und nie sich sehnt nach deinen Wunderwesen!
Es rauscht aus meinem Herzen ein neuer Ton,
Zu melden von Alkmenens mächtigem Sohn,
Wie Kraft und Schicksal mit einander ringen,
Wie Kraft und Lieblichkeit sich wechselfreudig umschlingen,
Alkmenens Sohn, am Ende der Thatenbahn,

Gedachte, weil er nun von Ungeheuern
Die Erde gesäubert und das Seine gethan,
Ein Dankfest seinem Vater Zeus zu feiern.
Auf Oita's Höhe, die ihm festlich war,
Stand er am alten, moosigen Bergaltar,
Nicht ahndend, daß ihm Schreckliches widerführe,
Mit einer Gabe seiner Dejanire.

Sie hatt' ihm ein bezaubertes Gewand
(So dachte sie sich's, vom blinden Sinn getrieben)
Mit eifersüchtigem Vorbedacht gesandt,
Daß nie sein Herz verlernte sie zu lieben.
Unseliges Weib! Wer prüft nicht, was er schenkt?
Mit Gift und Tod ist dieß Gewand getränkt.
Vom Blute, dem lernäischen Thier' entquollen,
Ist jeder zarte Faden angeschwollen.

Kaum

Kaum hatte den betrogenen Sohn der Kraft
Das Mordgewebe mit lauem Dunst umgeben,
So fühlt er leise, leise sich erschlafft,
Und alle seine Riesenmuskeln beben.
Er sieht sich umher. Ihn däucht, die Hügel fliehn.
In Nebelgrau versinkt des Waldes Grün.
Die nickenden Felsen scheinen sich zu grüßen.
Der Boden dreht sich unter seinen Füßen.

Voll unerhörten Mißgefühles stöhnt
Der Sohn der Kraft ein Ach! zum erstenmale.
Des felsigen Onta's Marmorwurzel dröhnt,
Und wiederdonnernd melden es alle Thale.
Dem Mächtigen dünkt sein Angstgefühl ein Traum;
Er stämmt die Faust an einen Fichtenbaum;

Er faßt den Baum, sich aus dem Schlummer zu wecken,
Und schleudert ihn nieder in's Thal wie einen Dornenstecken.

Doch dumpfer immer und dumpfer wird sein Sinn
Gewirbelt und durchzückt von reißenden Blizen.
Mit schwerem Schritte schwankt er weiter hin,
Verschmähend, sich zu halten oder zu stüzen.
Das Aug', in dem die Flamme der Götter glimmt,
Starrt nieder. Nieder hängt und hingekrümmt
Der Nacken, der in kaum entflohenen Tagen
Vermögend war, des Himmels Veste zu tragen.

Unkundig der beschleunigten Gefahr
Bewegte sich er, der nie Gefahren kannte,
Zurück zum alten, moosigen Bergaltar,
Wo schon des Opfers hüpfende Flamme
brannte.
Er bückte sich hin mit seines Leibes Macht.
Von einverstandenen Gluthen angefacht
Fing nun mit Fiebergewalt und Pulses-
pochen
Das Gift in Herz und Adern an zu kochen.

Wie wenn die Fluren, die Mutter Na-
tur erschuf
Dem Götterhain zum lieblichen Gegen-
bilde,
Mit Einem Wurfe der tobende Vesuv
Umwandelt in phlegräische Nachtgefilde,
So stand, mit Flammen und Gluthen an-
gethan,
Die rauhe Brust ein dampfender Vulkan,

Der Sturm des Athems eine wallende Lohe,
Entsezlich da der duldende Heroe.

Von fliegenden Funken knisterte das Gewand,
Und jezt versuchte der Dulder sich zu lüften.
Er zog. Schon waren die Fäden festgebrannt
Und festgebeizt an Armen und Beinen und Hüften.
Jezt erst besonnen, jezt zu spät enttäuscht,
Zerreißt er Fäden und Sehnen und zerfleischt
Sich selbst mit allem Grimm der unermüdeten Hände.
Die Stücke sausen umher wie Feuerbrände.

Und jezt vermocht' er auch länger nicht, zurück
In seiner Brust den reißenden Schmerz zu halten.
Zum Himmel hub er seinen Löwenblick
Und seiner Stirn empor gefurchte Falten.
Mein Vater auf dem ewigen Donnerthron,
Mein Vater, rief er, siehst du deinen Sohn?
Mein Vater, siehst du, ohne den Streit zu wenden,
So schmählich mich den rühmlichen Lauf vollenden?

Viel hab' ich nicht, doch treulich das gethan,
Was mir geboten worden nach deinem Willen.
Nach deinem Willen mußte, dem Ocean
Im Sturme gleich, mich Ungemach umschwillen.

Und dafür, daß ich still das Meine that,
Um keinen Lohn, um keine Hülfe bat,
Und dafür, daß ich dir zu dienen mich freute,
Werd' ich des Ungefährs und eines Weibes Beute?

So muß mich hier für meinen redlichen Wahn
Die Strafe mit der Furienfackel schlagen?
Verdammung dem, der thut, was ich gethan,
Und hofft, die Palme des Friedens heimzutragen!
Wer Thatengelüst nach Missethaten fühlt,
Wer Schwache schlägt und Darbende bestiehlt,
Ein Himmelslästerer und ein Ehrenräuber,
Der geh' und glaub' an Götter und an Weiber!

Belogen hat, dem Tag' ins Angesicht,
Mich meine Mutter. Beschämt sie dieser Flamme,
Beschämt sie dieses Blutes Zischen nicht?
Ich wär' ein Sprößling vom Kroniden-stamme?
Ich bin, was meine Leichenbrüder sind;
Mit diesem Strome, der an mir nieder-rinnt,
Mit diesem Dunste von eingesog'nem Gifte
Bald aufgelöst, verschwunden in alle Lüfte.

Ein Opferthier, das am Altare steht,
Muß ich an meinem festlichen Tag' erkal-ten?
Mein Thatengedanke, der mir schon ent-weht,
Mein Thatengedanke, komm und laß dich halten!

Mein Licht in dieser Nacht der letzten Qual,
Erhelle mir Sinn und Seele noch einmal!
Schwebt, Bilder, deren ich mich im Sterben freue,
Schwebt noch einmal daher in langer Reihe!

Bin ich's, der in die Tiefe des Orkus stieg
Und bändigte da den Dreikopf an der Schwelle?
In dieses Fußes Spuren schritt der Sieg
Auf Erymanthus Höhen, an Lerna's Welle?
Dieß wären die Arme, gegen deren Zwang
Umsonst der Menschenwürger Antäus rang?
Die nöthigten, die, den Löwen ohne gleichen
Mir seine Haut zum Mantel darzureichen?

Und nun? Und nun? Der ungebändigte Schmerz
Versucht, den giftigen Stachel noch zu schärfen.
Komm näher Tod! Zerschnitten wird mein Herz;
Zerfasert werden meine Sehnen und Nerven.
Das Mark der glühenden Arme dorrt zu Stein.
In allen Gelenken löst sich mein Gebein.
O heilige Nacht! Wie? Werd' ich ohne Gnade
Herumgeschwungen an Ixions Rade? —

So flutheten laut wie Felsenstromes Fluth
Die Schmerzen von den Lippen des Alciden.
Jezt dünkt er sich, umströmt von seinem Blut,
Vom Reiche der Lebendigen abgeschieden.

Jezt riß ihn wieder ein Blick in's weite Thal
Zurück zu sich und seinem Martermahl.
Es schien auf seine halbverbrannten Glieder
Die stille Sonne vom blauen Himmel nieder.

Doch über dem blauen Himmel hatte schon
Um seines wolkigen Thrones goldne Stufen
Der Vater Zeus, zu schauen seinen Sohn,
Die seligen Olympier herberufen.
So sahen noch nie, so lange die Majestät
Des Götterreichs in ihrem Glanz besteht,
Unsterbliche mit des Schreckens starrer Miene
Hernieder auf dieses Lebens Trauerbühne.

Still stand, die Hand am Speere, Minerva da,
Auf ihrer Stirne wölkten sich Finsternisse.
Mit sorglichem Herzen drückte Cypria
An ihre Knie den kleinen Gott der Küsse.
Die goldene Leier hielt gedankenvoll
Gesenkt und ohne Laut der Sängerfürst Apoll.
Der Gott der Schlachten strich sich vor Erstaunen
Mit nerviger Faust die schwarzen Augenbraunen.

Saturnia selbst, vor ihrem Sinn verklagt,
Saß abwärts da, beschämt im finsteren Grolle.
Der Göttervater lächelt sie an, und fragt,
Ob ihre starre Rache mehr noch wolle?

Noch kämpft sie mit des bessern Willens Zug;
Da spricht der Vater im Donnerton: Genug!
Kein Widerspruch soll länger den Himmel trennen!
Mein Sohn ist mein, und ihr sollt ihn erkennen!

Er spricht's und nickt. Es schwankt der Götterstiz;
Es schwanken Sonn und Mond und alle Sterne,
Zum zitternden Onta nieder zischt ein Bliz,
Und Donner murmeln in der Näh' und Ferne.
Das Zeichen erweckt des Duldenden Aug' und Ohr.
Er schlägt verwundert Blick und Händ' empor

Und ruft: Vergieb, mein Vater, des Zweifels Dringen!
Ich will dir ein Versöhnungsopfer bringen;

Mein letztes Opfer! Mich! Mich Armen selbst!
Mein eignes Blut soll deinen Altar benezen,
Du, der du jene Donnerhallen wölbst
Und herrschest nach unbegreiflichen Gesezen! —
Und damit schritt er mächtiger in den Wald,
Von immer lauterem Wetterschlag umhallt,
Und lüftete da, umstrahlt von Blizesblicken,
Des breiten Onta's baumbewachsenen Rücken.

Zu Boden brach er rechts und links umher
Wie Schilf und Gras die stämmigen Eichen und Buchen.
Des Dickichts alter Nacht entstürzten Wolf und Bär,
Sich einen feindlichern Aufenthalt zu suchen.
Hier rauscht ein Schwarm verscheuchter Vögel auf;
Dort saust ein Reh vorbei im fliegenden Lauf.
Er aber, der Sohn des Zeus, umhüllt von Flammen,
Trug, brennend, Holz und Laub zum hohen Stoße zusammen.

Und als der hohe Stoß hinaufgebaut
Und fertig war zur feurigen Himmelssäule,

Da warf er drüber hin die Löwenhaut
Und seine treue vielversuchte Keule.
Kein Laut enthub sich weiter seiner Brust.
Als sänk' er hin zur lezten Herzenslust,
So lehnt' er sich, wie vom olympischen Feste
Ermüdet, auf die hochgethürmten Aeste.

Hell prasselten da die Aeste himmelan,
Von allen Seiten auf einmal angezündet.
Im Rauche verschwanden Opferstoß und Mann,
Wie Segel und Mast im Meeressturm verschwindet.
Weit wogten schwarze Wolken in's tiefe Feld.
Doch da, wo ewiges Licht die Regionen hellt,
Saß Vater Zeus mit freundlichem Gemüthe,
Und winkte der verschwiegenen Aphrodite.

Ein leises Wörtchen flüstert' er ihr in's Ohr,
Von keinem andern Olympier vernommen;
Und wie der Abend säuselt im jungen Rohr,
Erwiederte sie: So sei mir der Held willkommen! —
Bedeutsam rief sie ihren lieblichen Sohn;
Bedeutsam hielt er Bogen und Pfeile schon.
Drauf gab sie ihm, damit er nicht unrecht wähle,
Mit stiller Ernstlichkeit geheimnißvolle Befehle.

Indeß zerstreute sich der nächtliche Rauch
Um des Alciden glühende Todesstätte,
Und aufgewirbelt vom Gewitterhauch
Erhuben sich alle Flammen in die Wette.
Alcide! Wie? Besiegst du auch den Tod?

Seht

Seht da die Sonn' im wallenden Morgen-
roth!
Seht da von dunkler Purpurgluth um-
geben
Im Silberschimmer des Unversehrten Le-
ben!

Des Unversehrten Leben ist jenes Licht,
Das Strahlen wirft, wie nie ein Flam-
menfeuer
Die Glorie seines Götterrangs durchbricht
Der schwachen Menschheit aufgelöst'ten
Schleier.
Denn was nicht sterblich ist, ist nicht dem
Zahn
Des Gifts und der Zerstörung unter-
than.
Die Flammen können des Staubes Stoff
entwenden;
Das Unvergängliche müssen sie vollenden.

Gestritten ist dein blutiger Todesstreit,
Unsterblicher! und du bist Du geblieben!
Den Himmel der entbundenen Göttlichkeit
Kann nimmermehr die Wolke des Schmerzes trüben.
Wie reizend in der unempfundnen Gluth
Auf deiner Stirn der ewige Friede ruht!
Wie schön ist auf den wiedergebornen Wangen
Der neue Lebensmorgen aufgegangen!

Von keiner Last der Erde mehr gedrückt,
Doch unbekannt mit dem ätherischen Leben,
Versucht der Gott, der staunend um sich blickt,
Den leichten Götterfuß emporzuheben;
Versucht's, und schwebt in ganzer Macht empor,
Wie aus den Tiefen der Nacht ein Meteor,

Ein Wunder denen, die auf Erden wohnen,
Verschwindet in des Empyräums Zonen.

Nimm, Mutter Erde, die du mütterlich
Frohlocktest, diesen Pflegling Sohn zu nennen,
Nimm deine Wolken und umschleire dich!
Er wird dich noch, du ihn nicht wieder erkennen.
Schon klingt der olympischen Sängerinnen Gesang
Dem Nahenden zum süßen Jubelempfang.
Schon schwebt er auf den sternenbestreuten Wegen
Voll Zuversicht dem hohen Gesang entgegen.

Und eh er ihn sich enträthselt, ist er schon
Im Kreise der Kroniden aufgenommen.

Vom hohen, goldnen, strahlenumblitzten Thron
Steigt Vater Zeus, und heißt den Sohn willkommen.
Willkommen! riefen, so wie der Vater sprach,
Die Himmlischen all' im Bruderkreise nach;
Und lächelnd, mit gesenktem Augenliede,
Sprach leise Worte des Dankes der Alcide.

Wie er da steht, so schön und doch so fremd,
Vom Nimbus der Bescheidenheit umflossen,
Indessen Gott und Göttinn näher kömmt,
Sich zu erfreun des unverhofften Genossen!
Und Amor wird in diesem Kreise vermißt?
Weiß keiner, fragte man sich, wo Amor ist?

Wird Amor nicht vom neuen Gotte gesehen,
Wie soll der neue Gott das Glück des Olymps verstehen?

Er kann nicht weit seyn! lächelte Cypria.
Vermuthlich wird er, bemerkte mit stillem Lachen
Die Weisheitsgöttinn, ahndend was geschah,
Für seinen Bruder schon Geschäfte machen.
Wenn's nicht am lieblichen Freudentrank gebricht,
So sorgt, rief Bacchus, für den Kleinen nicht!
Laßt Nektar aus den goldenen Bechern schäumen;
Und Amors Flügel pflegt nicht lange zu säumen.

Nicht lange, Thyrsusschwinger? Da siehe, wie,
Auch unberauscht von deines Nektars Dünsten,
Der Kleine lehrt, daß leise Sympathie
Sich eint mit unverbotenen Herzenskünsten!
Da kömmt er schon! O seht! O seht! wie schön
Die kurzen, wallenden Flatterlöckchen wehn!
Da kömmt er gehüpft, frohlockend an der Seite
Der lieblichsten, der schönsten aller Bräute!

Sie ist's, sie selbst, der Jugend ewiges Bild,
Die zarteste von allen Himmelstöchtern;
Ein Kleinod denen, die ihr Schimmer erfüllt;
Ein Kleinod selbst des Heiligthums Verächtern.

Sie ist es, Hebe, die, von Amors Hand
Gezogen, empfindet, was sie nie empfand.
Sie sträubt sich gegen ihren hüpfenden Führer,
Und folgt ihm doch, dem kleinen Weltregierer.

Für wen ist mit dem Morgenrothe der Lust
Die Wange dieser Jugend übergossen?
Für wen erhebt sich diese bebende Brust
Mit ihren unverwelklichen Frühlingssprossen?
Wen ladet dieser Lippen Rosenschein
Zum Bundesdrucke des ersten Kusses ein?
Wer soll, sich selbst entschwunden im lezten Entzücken,
In diesen Armen die Blume der Fülle pflücken?

Triumph! Singt Hymenäen im Siegeston!
Erfüllt die Lüfte mit Opferwohlgerüchen!
Dem Ueberwinder wird sein ganzer Lohn.
Des Schicksals Widerstreit ist ausgeglichen.
Dem Dorn entsproßt die Rose der Sympathie.
Mann, der du noch lieben kannst, verzweifle nie!
Und trümmerten alle Tempel der Freude nieder;
Ein Hauch der Liebe baut sie alle wieder.

Theodota.

Eine attische Scene.

Nach dem Griechischen.

Theodota.

Eine attische Scene.

Theodota, eine Zunftschwester der berühmten Phryne (also eins von den Frauenzimmern, die man nach griechischer Sitte mit Ehren besuchen konnte.

Myrto, ihre Sclavinn.

Sokrates.

Die jungen Freunde des Sokrates, ein Maler und mehre Sclavinnen als stumme Personen.

Theodota (sizend vor einem Maler, von ihren Sclavinnen umgeben.)

Myrto, bist du geschcidt? Sokrates wäre vor der Thür?

Myrto.

Bei der Juno!

Theodota.

So rathe ich dir wohlwollend, deinen Witz nicht noch einmal an deiner Gebieterinn zu erproben. Denn augenscheinlich ist der Sokrates vor der Thür, ein Unbekannter, ein Fremder dieses Nahmens.

Myrto.

Bei der Pallas und Aphrodite! Es ist der wohlbekannte, der berühmte, der athenienſiſche Sokrates, der Weiſeſte aller Griechen. Sag mir nur, ob du ihn annehmen willſt; denn er wartet drauſſen auf Antwort. Es ſind mehrere von ſeinen Schülern bey ihm, der ſchöne Xenophon unter andern.

Theodota.

Iſt es möglich? — Sokrates? — Was thue ich? — (zu dem Maler) Höre, lie-

her Phädrias, du malst immer fort, wenn die Gesellschaft kömmt; aber ja nicht am Gesicht. Meine Miene könnte unruhig werden, und unruhig mag ich auf keinem Gemälde aussehen. — Und du, Myrto, sag den guten Freunden draussen, sie sollten mir willkommen seyn. —

(Myrto ab.)

Du kannst ja unterdessen die Locken anlegen, Phädrias! — Mir ist ein wenig bange; ich gesteh' es gern. Denn daß Sokrates nicht kömmt, um — zu bleiben, kann ich vorher wissen, ohne nach Delphi geschickt zu haben. Ruhig! da ist er!

Sokrates (hereintretend mit seinem Gefolge.)

Schöne Theodota, wir kommen, uns zu überzeugen, ob der Ruf Recht oder Unrecht hat, der deine Reize durch ganz Athen verkündigt. Der erste Blick auf dich hat schon entschieden.

Theodota.

Ich erkenne das Glück, den Weiseſten aller Griechen unter meinem Dache zu ſehen. Aber was kann einem Weiſen daran liegen, ob das Gerücht Recht oder Unrecht hat, wenn von nichts weiter die Rede iſt, als von der Schönheit eines Mädchens?

Sokrates.

Mancherlei, ſchöne Theodota; beſonders für einen Mann, deſſen ganze Weisheit darin beſteht, daß er einſieht, wie wenig er weiß. Laß uns den Fall ſezen, es legte jemand mir und meinen Freunden jezt die Frage vor, ob wir dir Dank dafür ſchuldig ſeyen, daß du uns den Anblick deiner Reize vergönneſt, oder du uns dafür, daß wir ſie bewundern? Was ſollten wir antworten, ſchöne Theodota?

Theodota.

Eine sophistische Frage! Und deßwegen eine feine.

Sokrates.

Dein deßwegen trifft uns nicht, wenn du die Antwort vergissest, um die ich dich ersuchte. Laß uns die Sache ordentlich überlegen. Der Regel nach dankt der, wer gewinnt; nicht, wer verliert. Wer von uns ist also dem Andern Dank schuldig?

Theodota.

Bester Sokrates, ich verstehe mich zu wenig auf Regeln.

Sokrates.

Es bedarf ihrer auch hier nicht weiter. Genug, du hast unser Aller einstimmige Bewunderung gewonnen. Durch unsern Mund wird sich der Ruf deines Nahmens immer weiter verbreiten. Was bleibt aber uns, wenn wir wieder allein sind, nach-

dem wir dich gesehen haben? Sehnsucht, Unruhe und Schmerz.

Theodota.

Ja; wenn dem so ist; wenn ihr wirklich Sehnsucht, Unruhe und Schmerz meinetwegen empfindet; dann ist allerdings die Reihe des Dankens an mir.

Sokrates.

(für sich.) Es sollte mir meiner Schüler wegen lieb seyn, wenn der Verstand dieser Schlange ihrer Schönheit mehr Abbruch thäte. Auf solche Antworten war ich nicht gefaßt. — (laut) In der That, es vereinigt sich Alles um dich, schöne Theodota, deinen Glanz zu erheben durch die Vergleichung mit dem, was man ein glänzendes Glück zu nennen pflegt. Diese kostbaren Möblen! Diese Spiegel! Diese goldenen Spangen und Ringe! Diese Schmucknadeln! Erlaube mir nur noch eine Frage.

Be-

Besitzest du ein Landgut in Attika, oder sonst irgendwo?

Theodota.

Nicht, daß ich wüßte.

Sokrates.

Also vermuthlich ein Haus oder einige Häuser, die wol eines Landguts werth sind, wegen der ansehnlichen Miethe, die sie dir eintragen?

Theodota.

Ich wohne hier, wie ich zu wohnen wünsche. Ein eigenes Haus habe ich nicht und bedarf keines.

Sokrates.

Kaum kann ich's glauben, wenn ich noch einmal diese Möblen, diese Spiegel, diese Spangen, diese Ringe, diese Schmucknadeln betrachte. Denn geerbt hast du doch das Alles nicht.

Theodota.

Auch nicht gestohlen, weiser Sokrates.

Sokrates.

Davon bin ich versichert. Es bleibt also nichts übrig, weil doch die Götter ihre Gaben nicht unmittelbar bescheren, als daß du vielleicht Manufakturen auf deine Kosten betreiben lässest, oder sonst eine nahrhafte Kunst übst.

Theodota.

Das überlasse ich den Sophisten.

Sokrates.

Ich dächte, es gäbe auch ehrliche Leute, und namentlich den größten Theil der Einwohner unserer guten Stadt Athen, die von ihrem Fleiß und ihrer Kunst leben müssen, weil es ihnen an Landgütern und Grundstücken fehlt. Eine nahrhafte Kunst üben ist also an sich etwas Gutes. Nicht wahr?

Theodota.

Vollkommen wahr, Sokrates.

Sokrates.

Nun dann! die nahrhafte Kunst ist also dasjenige, was die Leute ohne Landgüter und Grundstücke wohlhabend und auch wol reich macht?

Theodota.

Das fließt aus dem Vorigen.

Sokrates.

Du aber, schöne Theodota, bist reich, wie ich sehe, und hast, wie du versichertest, weder Landgüter noch Grundstücke. Auch verdankst du, wie du sagst, dein Glück keinem wohlwollenden Erblasser. Was bleibt also übrig, als daß du —

Theodota. (verlegen)

Nun denn? daß ich — ?

Sokrates.

Daß du eine nahrhafte Kunst treibest. Nicht wahr?

Theodota. (kalt)

Ich verstehe mich auf's Schließen nicht. Aber so viel weiß ich, daß in der Kette der Schlüsse, mit der du mich gefesselt zu haben glaubst, ein Glied fehlt.

Sokrates.

Sehr möglich, schöne Theodota. Ich kam, Belehrung zu suchen, zu dir. Wolltest du sie mir über diesen Punkt zuerst ertheilen?

Theodota.

Lehren, lieber Sokrates, ist noch weniger, als Schlüsse machen, die Sache eines Mädchens, wie ich bin. Erlaube mir lieber, daß ich dich frage, wie du mich gefragt hast! Es kömmt mir vor, als hätte

ich eine Entdeckung gemacht, der ich mich bei dir nicht versehen hätte.

Sokrates.

Sehr möglich. Aber frage mich, wenn du willst!

Theodota.

Nicht wahr, Sokrates? du hältst, als ein Weiser, die Freundschaft für eine Thorheit?

Sokrates.

Erzürne die Grazien nicht, schöne Theodota, durch deine Fragen! Wer einen Freund nicht den ersten Erwerb des Lebens nennt, der verdient nicht, die Gabe des Lebens von den Göttern zu genießen.

Theodota.

Es freut mich, dieß aus deinem Munde zu hören. Denn, wenn du die Freundschaft nicht für eine Thorheit hältst, so ist

doch nach deiner Philosophie auf einen Freund nicht viel zu rechnen?

Sokrates.

Schönste Theodota, welche Schlüsse machst du!

Theodota.

Die einfachsten, lieber Sokrates, so wie sie jedermann macht. Zähltest du nicht, um mir zu beweisen, daß ich eine nahrhafte Kunst triebe, die möglichen Fälle auf, wie man solche Kleinigkeiten erwirbt, dergleichen du hier um mich und an mir bemerkt hast?

Sokrates.

Richtig. Und weiter?

Theodota.

Sagtest du nicht, weil ich keine Grundstücke besitze, und keine Erbschaft gethan habe; so folge, daß ich eine nahrhafte Kunst treibe?

Sokrates.

Alles richtig, schöne Freundinn! Aber weiter?

Theodota.

Du nahmest also weiter keinen möglichen Fall an, wie man zum Besitz solcher kleinen Güter, wie die meinigen sind, rechtmäßig gelangen könne?

Sokrates.

Und du nimmst an, daß man nur das größte Gut, einen Freund zu besitzen, brauche, um alles andern Erwerbs zu entbehren?

Theodota.

Getroffen, Sokrates! Wie gut wir einander verstehen! Du läugnest also nicht, daß es deine Meinung ist, man dürfe auf seine Freunde nicht rechnen.

Sokrates.

Beim Jupiter, das war nie meine Meinung.

Theodota.

Aber wie konntest du denn vergessen, den wahrscheinlichsten unter den möglichen Fällen in Anschlag zu bringen?

Ich, so wie du mich hier siehst, bedarf nichts weiter, als Freunde, und weil mir diese nicht fehlen, denke ich weder an Landgüter, noch an nahrhafte Künste. Geschenke der Freundschaft sind mein Reichthum.

Sokrates.

Um wie viel kostbarer muß dir dieser Reichthum seyn, als wenn du ihn auf eine andere Art erworben hättest! Aber sage mir — die Sache ist zu wichtig, als daß du mir eine Antwort verweigern solltest — wie erwirbst du dir deine Freunde? Kommen sie dir zugeflogen, so etwa, wie die Fliegen einer Schale voll Honig? Oder

triffst du Veranstaltungen, daß sie kommen müssen?

Theodota.

Veranstaltungen? Von welcher Art sollten denn die seyn?

Sokrates.

Das ist es, was ich von dir zu lernen wünschte. Denn es giebt der Veranstaltungen mancherlei; zum Beispiel solche, wie die Spinnen treffen, wenn sie wollen, daß die Fliegen zu ihnen kommen sollen.

Theodota.

Du vergleichst mich also mit einer Spinne?

Sokrates.

Nicht so, schöne Theodota. Ich führte nur das Beispiel an, weil vorher von Fliegen die Rede war. Es ist ja auch bekannt genug, worin die Veranstaltung der Spinnen besteht. Sie weben Neze, sehr feine,

sehr zarte Netze, und was sich darein verwickelt — nun, das gehört den Spinnen. Du siehst mich an?

Theodota.

Ich bewundere den Rath, den du mir vermuthlich geben willst, nemlich Netze zu weben, um doch eine nahrhafte Kunst zu treiben.

Sokrates.

Ich sage nur, daß es sich immer der Mühe verlohnt. Bedenke einmal, wie sauer sich's unsere Jäger werden lassen, um in ihren Jagdnetzen ein Wild zu fangen! Das Netz ist ihnen unentbehrlich. Aber es reicht freilich nicht zu, wenn die Jagd glücken soll. Wenn sie Meister werden wollen über eins der unbedeutendsten Thiere, über einen Hasen, bedürfen sie mehr, als Einer Art Hunde.

Theodota.

Nun, bei der Juno! Was ſollen mir die Haſen und die Hunde?

Sokrates.

Nur zum Beiſpiel dienen, ſchöne Freundinn. Denn welch ein unbedeutendes Ding iſt nicht, wie geſagt, ein Haſe, beſonders in Vergleichung mit deinen Freunden? Und doch will der kleine Wildfang mit vieler Kunſt gefangen ſeyn. Sogar die Nacht müſſen die Jäger zu Hülfe nehmen.

Theodota (bedeutend.)

Sokrates. —

Sokrates (ungeſtört.)

Die Jäger müſſen deßwegen beſondere Hunde halten, die eigentlich im Dunkeln ihre Dienſte verſehen. Damit aber kom-

men sie noch nicht aus; denn die Hasen treiben ihre Wirthschaft bald hier, bald dort, und sind sehr unstäter Natur. Um ihnen auf die Spur zu kommen, bedarf es neuer Hunde, deren feine Nase auch den Unstätesten auswittert. Endlich noch ist der Hase, wie wir alle wissen, sehr gut zu Fuß. Windspiele gehören dazu, den Flüchtling einzuholen. Hat man ihn nun auf diese Weise belauert, ausgewittert und gejagt, dann erst thun die Schlingen und Netze ihre Dienste, weil dem armen Schelm kein Ausweg bleibt, als sich darein zu verwickeln.

Theodota.

Jezt, Sokrates, seh' ich erst zur Gnüge ein, daß du ein Weiser bist. Unsere Sophisten wissen von nichts, als von unnüzen und kopfbrechenden Subtilitäten, von

Ideen und Syllogismen, und wie sie's sonst nennen. Du aber bist so gar ein gelernter Jäger, wie ich merke. Vermuthlich hast du auch deßwegen so viele Schüler gefangen?

Sokrates.

Allerdings, schöne Theodota. Und was das merkwürdigste dabei ist, ich habe nur ein einziges Netz, das ich aufstellen kann. Es heißt Einfalt und gute Sitte. Auch ist unter meinen Freunden weder Neid noch Eifersucht zu finden, und ich bedarf keines Abgesandten, neue Ankömmlinge auszuwittern und zu erjagen. Mir führt ein Freund den andern zu. Aber deine Freunde, schöne Theodota —

Theodota.

Lassen sich doch nicht mit Windspielen hezen?

Sokrates.

Wer weiß? — Es giebt Menschen, die in ihrer Art Windspiele sind, eben so schnell zu Fuß und eben so feig und eben so unbrauchbar zu allen andern Diensten. Solcher Leute könntest du dich sehr nützlich bedienen, wenn du sie verbindest mit Andern, die feine Nasen haben, so, daß der neue schöne Jüngling, ausgewittert und heimlich gehezt, keinen Ausweg finden kann, als sich zu verwickeln in deine Neze.

Theodota.

Meine Neze? Du sprichst so positiv, als ob ich schon eingestanden hätte, dergleichen zu führen.

Sokrates.

Bedarf es hier eines Geständnisses? Du selbst bist dein Nez. Die Natur hat es gewebt, als sie dich schuf. Unsere

Blicke verlieren sich in der Grazie deiner Körperbildung, und hinter dieser Körperbildung lauscht eine Seele, die sich's zu merken versteht, welche von deinen antwortenden Blicken am tiefsten dringen; welcher von deinen Ausdrücken am lieblichsten reizt. Diese kluge Seele macht dir begreiflich, daß du die Thür dem feurigen Interessenten öffnen mußt, und sie verschlossen halten vor dem trägen. Sie befiehlt dir, wenn ein lieber Freund einmal unpäßlich wird, dich eifrig zu erkundigen nach seinem Befinden; wenn er etwas Glorwürdiges und Ehrenwerthes gethan hat, Theil zu nehmen an seiner Freude, und, wenn er mit Leib und Seele an dir hängt — aber nicht eher — ihm auch willfährig zu seyn mit Seel' und Leib.

Theodota (strafend.)

Sokrates!

Sokrates.

Soll ich denn annehmen, du, die mir vorwerfen wollte, ich wisse die Freundschaft nicht zu schäzen, habest selbst nur einen todten Begriff davon? Leere Worte genügen dem Freunde nicht. Man muß ihn durch Werke gewinnen. Ist's nicht so, schöne Freundinn?

Theodota (nicht ohne Unwillen.)

Was disputiren wir doch wol über Wahrheiten, woran kein vernünftiger Mensch zweifelt!

Sokrates (ungestört.)

Wir disputiren ja nicht, so viel ich weiß. Wir erläutern einander die Wahrheit, die doch oft im Dunkeln liegt. Denn auch Werke allein reichen nicht zu, Herzen aneinander geschlossen zu halten. Man muß, wie du, mit Verstand lieben.

Theodota.

Woher weißt denn du, wie ich liebe?

Sokrates.

Du selbst hast es mir entdeckt. Da du so viele und so großmüthige Freunde hast, daß ihr Reichthum der deine ist; so schließe ich, daß du mit vielem Verstande liebst.

Theodota.

Erkläre mir doch, damit ich deinen Schluß verstehe, was das sagen will, mit Verstand lieben!

Sokrates.

Wie schon gesagt, so lieben, wie du. Wenn du, zum Beispiel, an einen lieben Freund die erste Bitte thust; so bin ich versichert, sie ist von der Art, daß ihm ihre Erfüllung nicht schwer ankömmt. Hat er sie nun erfüllt; so vergiltst du es

ihm mit einer Gefälligkeit, die dich eben so wenig kostet. So, stelle ich mir vor, schließen sich die treuen und großmüthigen Freunde immer fester an und werden immer treuer und immer großmüthiger. Ihnen deine Gefälligkeit vollkommen werth zu machen, unterhältst du sie im Stande des Bedürfnisses.

Theodota.

Du vergissest deine Popularität, Sokrates.

Sokrates.

Gut, daß du mich daran erinnerst. Wir wollen uns also unverzüglich nach einem populären Beispiele umsehen. Wenn du dich ohne Appetit zu Tische sezest, so reizen dich die leckersten Speisen nicht. Aber wer kennt nicht das Sprichwort vom Hunger und von rohen Bohnen?

Theodota (etwas empfindlich.)

Das soll wohl gar eine Schmeichelei seyn!

Sokrates.

Keinesweges, schöne Theodota. Das Beispiel hat seine Dienste gethan. Nun laß uns die Sache selbst näher betrachten. Deine lieben Freunde befinden sich im Stande des Bedürfnisses, wenn sie deine Bekanntschaft machen. Die Kunst ist nun, sie darin zu erhalten. Einmal müssen denn doch ihre Wünsche befriedigt werden. Weil das nun nicht zu ändern steht, so bleibt dir nichts übrig, als den Befriedigten seines Weges gehen zu lassen, und zu thun, als wäre er gar nicht mehr da. Das ist ihm neu und unerhört. Vor Verwunderung vergißt er der ersten Stunde, und sehnt sich nach einer zweiten. — Die Unbefriedigten und Sehnsuchtsvollen aber

lässest du nie aus den Augen. Nie versäumst du, sie zu unterhalten auf eine oder andere Art. Immer entweichst du ihrer Zudringlichkeit, und giebst doch immer eine weniger abschreckende Antwort. So steigert sich der Preis der Gabe, bis der liebe Freund mit allen seinen Kräften nicht höher zu bieten vermag —

Theodota (nach einer Pause.)

Sokrates, ich kann nicht umhin, eine Bitte an dich zu thun. Weil du doch so genau unterrichtet bist von allen Herzenskünsten, wie wär' es, wenn du dich entschlössest, so einer zu werden, der mir wie du sagst, die lieben Freunde ins Netz jagt?

Sokrates.

Wenn du ein Mittel weißt, mich dazu entschlossen zu machen, stehe ich dir zu Befehl.

Theodota.

Das möchte schwer auszufinden seyn. Aber darf ich dich fürs erste bitten, mich öfter zu besuchen?

Sokrates.

Meine Gönnerinn, ich habe so wenig Zeit zu verlieren! Könntest du dich wol entschließen, zu mir zu kommen?

Theodota.

Wohl, Sokrates. Ich komme mit Nächstem.

Sokrates.

Und ich werde gewiß für dich zu Hause seyn, wenn ich nicht vertrautere Gesellschaft bei mir haben werde.

Theodota.

So werde ich dich denn besuchen, wenn ich keine liebere Unterhaltung zu finden weiß.

(Sokrates mit seinen Schülern geht ab.)

Myrto.

Das war doch ein harter Abschied für einen Weisen!

Theodota.

Wer heißt einen Weisen, sich um meine Geheimnisse zu bekümmern? —

Lydor's Sonette,

gesammelt

aus den Resten eines ungedruckten und längst untergegangenen Romans.

Der Scheideweg.

Ein harter Stand! Hier winkt das Schloß der Ehre,
Und dort der Liebe Rosenparadies.
Wen dort und hier sein Gott willkommen hieß,
Der melde sich und gebe Rath und Lehre!

Kein Andrer nicht, und wenn er Ritter wäre
Von allen Adlern und vom goldnen Vließ!
Kein Andrer nicht, und träumt' er noch so süß
Den schönsten Traum von Paphos und Cythere.

Und wenn, was Menschen dort und
hier empfinden,
In höchster Fülle niemand noch erfuhr,
Was sagst denn du, Wegweiserinn der
Blinden,
Orakel ohne Lug und Trug, Natur?
Die Rosen blühn am Jugendmorgen nur;
Den Weg zum Schlosse können Greise
finden.

Entschluß.

Ja, ich folge, winkendes Phantom!
Denn ich kann, ich kann dir nicht entsagen.
Wo hinan die steilen Ufer ragen,
Wogt am höchsten der gepreßte Strom.

Fliegt Atom allmächtig zu Atom,
Wer will Herzen aufzuhalten wagen?
Wer will Altarflammen niederschlagen,
Wenn sie lodern bis zum Himmelsdom?

Wagt, ihr Andern, eure Kraft und Schwäche!
Tragt, ihr Andern, um die Freude Leid!
Mir entquellen Milch- und Honigbäche;

Mich erwartet meine goldne Zeit.
Wer den Dorn am Rosenstrauche scheut,
Ist nicht werth, daß er die Rose breche.

Auf der Reise.

Weiter! weiter! wie die Räder rollen!
Frage nicht, mein warmer, wackrer Sinn,
Frage, Lieber, frage nicht: Wohin?
Glaub', es frommt nicht, mit sich selbst zu schmollen.

Lerne, was du willst, mit Freuden wollen!
Dort die Weisheit, die den Vollgewinn
Dir versagt, ist eine Rechnerinn,
Deren Wünsche nie zu Thränen quollen.

Aber wenn du, Lieber, Alles, Alles,
Was das höchste Maß der Fülle faßt,

Alles Glück des ganzen Erdenballes
Deines Mädchens Arm entwunden hast,
Auf dem Gipfel deiner Himmelsleiter,
Da, da frage, wenn du kannst: Wie
weiter?

Die Dämmerungsfeier.

Das war ein Kuß! Mit Jahren, freudenlos
Und düster, würd' ich ihn nicht theuer büßen.
Ich saß im Dämmerlicht zu ihren Füßen,
Und drückte mein Gesicht in ihren Schoß.

Wie wurd' in meiner Brust mein Herz so groß!
So fühlte sich vielleicht, als ihn die süßen
Erscheinungen den Himmel finden ließen,
Endymion auf seinem Schlummermoos.

Sie spielte still mit meinen wüsten
Locken.
Ich drückte meinen Arm um ihre Knie
Und sah empor, begeistert und erschrocken,
Und fragt' ihr Aug', und Lyda, Lyda, sie,
Sie senkte sich auf meine Lippen nieder,
Und Arm' in Armen fühlten wir uns
wieder.

Das Mühlenwäldchen.

Nimm du mich auf mit allen meinen Träumen,
Vertrauliches, geliebtes Dämmergrün!
Hier gaukelt hin, Erinn'rungsphantasien,
Umweht den Quell und flüstert mit den Bäumen,

Und laßt des lauten Mühlenrades Schäumen
Der Sinne Vorhang leise niederziehn!
Hier seh' ich, wo die Quellenufer blühn,
Die Blumen meines Lebens neu entkeimen.

Denn, Wäldchen, so geliebt du längst mir bist,
Jezt lieb' ich dich, weil deine Wipfel schweigen.
Jezt lieb' ich dich, weil unter deinen Zweigen,
Wenn Sinn und Seele Welt und dich vergißt,
Das Bild der Bilder mir entgegenhüpft,
Das tausend Wünsche sanft in einen knüpft.

Der Fall.

In des Jahres erstem Frühlingsscheine
Saßen wir auf einer Laubenbank,
Wechsellieb' im Blick, und Wechseldank,
Arm in Arm, und fühlten nur dieß Eine.

Und auf einmal, als ich sie die Meine
Kosend hieß und ihren Athem trank,
Bog sich's unter uns und brach und sank,
Und wir fielen schwebend im Vereine.

Ruhig lagen wir auf dürren Blättern,
Wie wir fielen, ohne Wort und Ach;
Unbekümmert, ob ein Werk von Brettern,
Oder ob des Himmels Veste brach.
So laß auf des Fackeljünglings Winken,
Ewigkeit, in deine Nacht mich sinken.

Maigefühl.

So herrlich stieg in seiner Blütentracht
Noch nie zu mir der Engel Frühling nieder.
So rieselte mir nie durch Mark und Glieder
Die ganze Fülle seiner Lust und Pracht.

Von seinem leisen Athem angefacht
Spielt meine freie Lebensflamme wieder.
Vergessen ist die Zeit der Thränenlieder,
Vergessen dieses Herzens lange Nacht.

Doch warum konnt' ich in so manchen Jahren
Nicht dieses freie Wohlgefühl erfahren?
Schloß da ein Wunder meine Sinne zu?
Nicht das! Ich kann ein Süßeres erdeuten.
Du mußtest erst in mir, Erkohrne, du,
Dem Engel eine Stätte zubereiten.

Philosophie der Liebe.

Mag, wer will, ergrübeln und erklären,
Was das Herzensräthsel, Liebe, sei!
Nennt es blinde Sinnenschwärmerei!
Nennt es einen Flug in höh're Sphären!

Ist es dieß; so laßt mich gern entbehren,
Was ihr wißt! Ich misse nichts dabei.
Ist es jenes; o so mag der Mai
Dieses dunkeln Himmels ewig währen!

Hört, ihr Weisen, was ihr noch nicht wißt!
Wallen Seelen in einander über,
Ist's nicht Eine, die ihr Glück ermißt.

Aber wenn mein Mund ein leises Lieber
Lyda's Munde schwärmerisch entküßt,
Wissen Wir, was Lieb' und Himmel ist.

Sehnsucht.

In des Weidenbaches langem Thale
Geh' ich meinen stillen Abendgang,
Blicke bald den Wellenschein entlang,
Bald hinauf zum rothen Himmelsstrahle,
Und als schien' er mir zum leztenmale,
Hebt sich meine Brust so schwer und bang,
Daß ich träumend schon mit Schwanensang
Meine Lebensrechnung abbezahle.

Und du weißt es, daß dich Lyda liebt!
Stündlich kömmt die große Stunde näher,
Die sie deinen Armen wiedergiebt.

Und du seufzest, blöder Freudenspäher?
Ach! Wer einer solchen Stunde harrt,
Stirbt im kalten Arm der Gegenwart.

Liebeseinigung.

Was mich, Lyda, unauflöslich bindet,
Ist es deiner Augen blaues Klar?
Ist's dein langes, blondes Wellenhaar?
Ist's das Liebliche, das, unergründet,

Deinem Sinn und Wesen nie entschwindet?
Oder ist's dein Herz, so gut als wahr,
Und dein Geist, der immer am Altar
Treuer Liebe junge Rosen findet?

Frag nicht, Mädchen! Nicht das Andr' und Eine,
Du, in All' und Einem immer Du,
Sprichst mich an aus deiner Augen Scheine,

Winkst mir sanft mit Mien' und
Schritte zu.
Dein bin ich, bleibst du nur, Lyda, du,
Dein noch unter meinem Grabessteine.

Lyda's Mängel.

Menschenkunst kann Menschen nicht verengeln;
Freisinn lenkt des Adlers Wolkenflug.
Folgsam der Natur geheimen Zug
Muß der Bach sich durch die Thäler schlängeln.

Und du, Holde, sprichst von deinen Mängeln?
Sprichst davon so lieblich und so klug?
Meinst, ich könnte, ich! mit gutem Fug
Deinen Sinn zur Meisterweisheit gängeln?

Irgendwo am Himmel steht geschrieben,
Daß die Liebe nur sich selbst erkennt.
Wo mein Herz das Gute eint und trennt,
Mag mein Geist sich im Verbessern üben.
Doch der Liebe sei das Recht gegönnt,
Der Geliebten Fehler mitzulieben.

Lezte Liebe.

Singt nur, singt der ersten Liebe Glück!
Mehr, als Dichter, hab' ich's selbst empfunden.
Oft noch träum' ich in den Abendstunden
Meines Herzens Morgentraum zurück.

Aber hadre nicht mit dem Geschick,
Hadre nicht, mein Sinn! Er sei verschwunden,
Jener Traum, den Engel gern erkunden.
Erste Liebe ist ein Augenblick.

Aber wenn belehrt durch Wohl und Leid,
Streng belehrt durch langes Händeringen
Nach dem Preis, den Menschen nie empfingen,
Herz um Herz des Lebens Blumen streut;
Dieses Glück soll meine Seele singen.
Lezte Liebe nur ist Ewigkeit.

Ueber

Schönheit und Kunst.

Zweites Fragment.

Ueber
Schönheit und Kunst.

Zweites Fragment.

— Wenn Kunst überhaupt ein leerer Begriff ist ohne einen Stoff, den sie verarbeitet, so hebt schöne Kunst sich selbst auf, wenn sie etwas andres verarbeiten will, als einen Stoff der Empfindung. Wäre nun, wie die Schule lehrt, Empfindung und Begriff von einander verschieden wie Schatten und Licht, oder, wie man es nennt, ein Begriff eine klare, eine Empfindung eine dunkle Vor-

stellung, so müßte Verdunkelung der Seele, das Ziel der Kunst, und derjenige, welcher eine totale Eklipse aller Vorstellungskräfte in uns zu Stande brächte, also vielleicht der Tod selbst, eh er dem Sterbenden den lezten Lebenshauch entzogen hat, der größte Künstler seyn. Zum Glück für uns ist es aber nicht das erstemal, daß die Weisen sich irrten. Das Erkenntnißgefühl und das Freuden- und Schmerzensgefühl gehen einander nur in sofern etwas an, als sie sich beide vereinigen im Punkte der Berührung, wo das lebendige Princip, die Seele, mit dem todten Princip, der Natur, vertraut wird. Ein Erkenntnißgefühl ist allerdings eine dunkle Vorstellung im Verhältniß zu einem Realbegriff, woran die Vernunft ihre Einsichten festknüpft. Aber ein Freuden- und Schmerzensgefühl

ist um so klarer, d. h. von allen andern ähnlichen Gefühlen abgesonderter, je weniger die Klassenbegriffe, Freude und Schmerz, mit den subordinirten Rubrikbegriffen, Heiterkeit, Schwermuth und deßgleichen, zur Bestimmung des Besondern dieses Gefühls hinreichen. Mit der Erkenntniß, als Erkenntniß, hat die Kunst nichts zu thun. Sie gewährt Ansicht, nicht Einsicht. Williges Mitgefühl übertragen in ein Verhältniß der Schönheit, das allein will und soll sie. Deßwegen ist für sie das Abstracte Schatten und das Besondere Licht. Ein Kunstwerk ist um so weniger schön, je leichter wir uns selbst und Andern deutlich machen können, warum es schön ist.

* * *

Ein ächter Kunstgedanke ist jedesmal ein Empfindungsgedanke; aber nicht um-

gekehrt. Wo finden wir nun den Faden, der die geistige Empfindung des Schönen, die ihren Grund hat in Wohlverhältniß und Harmonie, zusammen einigt mit dem Freuden- und Schmerzensgefühl? Denn es giebt der Empfindungen, die auf Verhältniß beruhen, noch zwei gar besondre, die mit dem Schönen vereinbar, aber an sich durchaus davon unterschieden sind. Wir können bewundern; wir können lachen; und das eine so wenig als das andre ohne vorhergegangene Vergleichung mehrerer Verhältnisse, worüber der Geist und nicht das unvorbereitete Gefühl entscheidet.

Was über uns ist, der Kraft und dem Maße nach, nennt Jeder in seiner Art und nach seinem besondern Gewicht und Maßstabe groß. Mit Recht nimmt also der ehrwürdigste der deutschen Denker

das Unendliche allein als denjenigen Maßstab an, mit welchem alle vernünftig-menschliche Wesen ohne Ausnahme messen. Aber das Große, Starke, Mächtige, Erhabene, was Jeder für sich und seines Gleichen annimmt, behält gleichwohl seinen Kunstwerth. Auch diesseits der Unendlichkeit findet der Starke manchen Anlaß, seine Stirn zu beugen, und wird sie finden, wenn nicht einmal die Ordnung der Natur sich dahin ändert, daß Alle Alles können.

Aber das Lachen? Darüber ein Wort der Erklärung wagen, ist wirklich ein Heldenstück. Denn bis diesen Tag haben noch alle Erklärungen des Lächerlichen, so abweichend sie übrigens seyn mögen, die eine gemeinschaftliche Grundeigenschaft, daß sie selbst Lachen erregen. Vestigia terrent! Uebrigens wissen unsre

Bauern so gut als unsre Gelehrten, daß eine artige Absurdität das wahre Salzkörnchen in allen Späßen ist; und daß der Begriff einer artigen Absurdität hier nur vermeintlich sei, ist auch ohne alle Zurüstung leicht bewiesen; denn wo der Bauer lacht, lacht der Gelehrte nicht immer, und umgekehrt. Der Deus Risus läßt sich nicht greifen, weil er auf keinen festen Füßen steht.

Gleich ist das Lächerliche dem Großen darin, daß es erschüttert, ungeachtet beide auf das lezte Empfindungsprincip nur mittelbar wirken. Deßwegen nehmen auch beide die Form des Schönen an, gleich als wären es natürliche Sinnen- und Herzensgefühle.

* * *

— Sinnenfreude wehte die Natur in den Organenreiz, um unser lebendiges

Selbst fester und inniger an den fremdartigen Stoff der Welt zu binden. Sinnenfreude in die Form des Schönen zu fassen versuchte die Kunst, sobald sie ihre Abhängigkeit von der Natur in Erfahrung brachte. Früh verarbeitete sie das Kraftgefühl, den Inbegriff des Wohlseyns, das Total der Lebendigkeit. Im marmornen Rumpf eines Herkules sah Michel Angelo dieß Gefühl in seiner Vollendung. Im Kampfe Achills mit dem Skamander erscheint es in der üppigsten Blüte. Und was ist denn ein großer Theil des Heldengefühls, des Grundstoffs unsrer Epopöen, Andres? Was reizt uns Andres in den Schlachten vor Troja, wenn wir übrigens nicht wissen, ob wir den griechischen Abenteurern den Sieg wünschen sollen, oder den rüstigen Vertheidigern der alten Veste? Die Muskel-

kraft in Fingals Arme mußte zureichen, den mächtigen Swaran zu Boden zu schlagen, wenn Fingal der Held im Gesange seines Sohnes werden sollte. Arioſts Roland ist, seine Mannkraft abgerechnet, ein unbedeutender und roher Gesell. Unter den Köpfen, die er mit seiner Durindane abmäht, mögen die meisten leicht soviel werth gewesen seyn, als sein eigner Kopf. Und doch haben wir in der Kunst nichts dagegen, wenn die Köpfe der Schwachen rechts und links fallen; denn der da zuschlägt, ist der Unüberwindliche, der Paladin Roland.

Sinnenschmerz in der Form der Kunst mitzuempfinden, schien, wie bekannt ist, dem Volke, an welches unsre dürftige Aesthetik noch immer zu appelliren genöthigt wird, keine Herabwürdigung des Kunstgefühls. Aber schwerlich wird unser

Kunstgefühl jemals zur griechischen Natureinfalt umkehren. Es mag also dabei bleiben, daß wir den Todeskampf Laokoons und das lange Ach Philoktets als Reste des vielseitigern Griechensinns um so mehr bewundern, je weniger Glück sich die Nachahmung von dieser Seite versprechen darf.

Denjenigen Sinn, in dessen Gebiete eine bestimmte Kunst ihre Macht versucht, besonders zu erfreuen, ist unerläßliche Pflicht des Künstlers. Wenn Wohllaut und Sylbentakt gleich nicht das Wesen der Redekunst ausmachten, so sind sie ihr doch wesentlich, d. h. zu ihrem Wesen gehörig. Mißtöne, die freilich nur das Ohr verwunden, können den Geist feindselig aufstören aus dem innigsten Phantasiengenuß. Liebliches Melodienspiel schläfert selbst die Urtheilskraft auf ihrem Richter-

stuhl ein und betrügt den aufhorchenden Geist um seine gerechten Ansprüche auf höhere Schönheit.

* * *

Aber köstlicher, als alles Sinnengefühl sind für die Kunst die unendlich mannichfaltigen und allein unerschöpflichen Gefühle oder Rührungen des Herzens.

Was man auch unter dem Schulnamen der Sinnlichkeit verstehen mag; Zuneigung und Abneigung, Liebe und Haß, Selbstheit und Sympathie, und unter was für Titel man sonst noch die unzählbaren Wirkungen der anziehenden und abstoßenden Kraft der Seele zusammenzutragen pflegt, alle diese Gefühle gehen vom Gemüth, vom Herzen, nicht von den Sinnen aus. Sie sind, wo Natur und Uebung ihre Harmonie vollenden, die Basis der geläuterten Menschlichkeit.

Ohne sie würden Dichter, Bildner, Mahler und Musiker nur einen kleinen Vorrang vor den Köchen behaupten.

Wer vermag hier im allgemeinen Ueberblick, für die Kunst mehr, als einige der Stufen zu bezeichnen, von der leisen Innigkeit bis zum Wogenschlag der Leidenschaft, von der einfachen Empfindungsmodulation bis zum Total der ganzen Seelenrichtung, das wir mit dem trefflichen Worte Charakter andeuten?

Der größte unter den Mahlern wählte den Stoff der verschönerten Ruhe und vermied jede dem Ungestüm auch nur von fern ähnliche Wallung. Warum verunglückt der Poesie fast immer der Ausdruck ruhiger Seelenzustände? Unzählige Lieder sind schon angestimmt worden zu Ehren der lieben Zufriedenheit. Warum ist unter ihnen, der Regel nach, eins immer

noch betrübter als das andere? — Die Poesie verschmäht das Bleibende und Beharrliche, weil sie es nicht der Imagination so vorhalten kann, wie der Mahler dem Auge ein Gemälde vorhält. Gegen diese Grundregel des Unterschiedes zwischen redender und bildender Kunst hat, seitdem sie von Lessing aufgestellt worden ist, noch kein Tadler etwas mit Grunde erinnert. Zufriedenheitsliedchen verunglücken; aber Leben dringt in die Vorstellung, sobald ein wackerer Sänger im Siegeston verkündigt, daß ihm sein Herz ein Königreich ist. Oder soll ja ein poetisches Bild der bleibenden Gleichmuth gelingen, so muß die Ruhe nur das Ende der Unruhe seyn. Dann wirft die Spiegelhelle einer Alfonso's-Seele, die in ihren früheren Tagen von manchem Sturme verdunkelt war, einen

Abendstrahl der Lebenskraft und inneren Freiheit.

Stiller, souveräner Stolz ist ein annehmlicher Stoff für die Mahlerei und Bildnerkunst; denn er leuchtet im Auge, befestigt den Anstand, und giebt allen Muskeln diejenige Spannung, die keinem erlaubt, die Harmonie des Eindrucks zu stören, und doch jeden hervordrängt zur Ründung. Für die Poesie, die überall Bewegung verlangt, kann ein Bild dieser Art nur als Gegenstück zu einem Bilde des Ungestüms gelten.

Dafür aber gehört der Poesie der Ausdruck des philosophischen Stolzes, der unter dem Namen Stoicismus es wagt, die gewöhnliche Beschränkung der Menschlichkeit zu überfliegen. Seine Kraft, die ohnehin mehr poetische als prosaische Wahrheit hat, trifft, vom Hora-

zischen Geiste gefaßt, sicher auf das Ziel, welches sie in der schulgerechten Sentenzenweisheit eines Seneca fast immer verfehlt.

Auch Ehre und Schande, die Sachwalterinnen des menschlichen Werths und Unwerths, können nur in der Redekunst lebendige Form annehmen, und eben so alle übrigen Empfindungen, die man ersonnene nennen könnte, weil sie nur durch Reflexion möglich sind. Von diesen hängt aber weit mehr, als vom Organenreiz und ursprünglichem Herzensbedürfniß, die unendliche Mannichfaltigkeit menschlicher Zustände ab; und diese Mannichfaltigkeit wächst mit der Ausbildung des natürlich-einfältigen zum bürgerlich-künstlichen Menschen. Da nun selbst die unter der Autorität der Vernunft nach und nach wiederkehrende Natur nichts andres als

das Non - plus - ultra der Kunst ist, und sich voraussehen läßt, daß, wenn das bürgerliche Wesen einmal den Foderungen der Vernunft Genüge thun sollte, die künstliche, aber nicht erkünstelte, Eigenheit jedes Einzelnen immer merklicher werden wird, so kann man wohl behaupten, daß die Poesie allein unter allen Künsten vermag mit dem Zeitalter fortzugehen. Der Bildner und Mahler halte sich an den Stoff der Vorzeit, wo man den Menschen noch ansehen konnte, was sie eigentlich und besonders waren. Schon die meisten Helden des achtzehnten Jahrhunderts sehen in Marmor und auf Leinwand mehr Actenkrämern als Völkerbändigern gleich.

Und was vollends die concreten Abstracte, die gemahlten und gemeißelten Tugenden und Laster betrifft, so hat, den

Wiz ihrer Vertheidiger ungeschmählt, der unverfälschte Wahrheits- und Schönheitssinn längst den Stab über sie gebrochen.

* * *

In die Klasse der concreten Abstracte gehört nicht, wenn gleich Begriff und Wort dahin deuten, die Unschuld. Von dieser Grundempfindung des Menschenadels, die Blick, Ton, Miene und Gebehrde allverständlich und ausschließlich für sich hat, ging die Phantasie der christlichen Künstler aus, als sie Wesen erfand, die, gleichsam in einer irdisch-himmlischen Sphäre, zuweilen sichtbar in Menschengestalt, aber von jeder Leidenschaft und menschlichen Unlauterkeit fern, ihre Anvertrauten als Hüther umschweben. Offenbar lag dem Aeußern dieser vergeistigten Menschlichkeit die griechische Genienbildung zum Grunde. Schade nur,

daß

daß nicht, wie in der griechischen Mythologie die Genien, so auch diese christlichen Dämonen mit religiöser Gewissenhaftigkeit bestimmten allgemeinen Umrissen gemäß gebildet werden mußten. Wo ist der Uebergang von einem sogenannten Posaunenengelchen, einem plumpen, pausbackigen Buben mit dicken hölzernen Sperlingsflügeln zur Raphaelischen Engelsgestalt? —

Aber die heillosen Caricaturen, die den Engeln das Widerspiel halten, die monströsen Urbilder der vollendeten Nichtswürdigkeit, die Teufel und Satanasse, diese hätten ein Eigenthum der dumpfesten Schlupfwinkel des Wahns bleiben sollen, der sie erfand. Die edlere Kunst mag mit ihnen anfangen, was sie will; sie verunglücken in jedem ernsthaften Bilde. Erhebt ihr den Teufel auf Miltonisch zur höllischen Majestät, so geht euch

sein Schicksal zu Herzen, und er ist nicht mehr der Teufel. Formt und mahlt ihr ihn leibhaft als einen Adramelech, so muß selbst das Auge der Phantasie sich abwenden vor Ekel. Noch hat sich seit Hans Sachsens Zeit kein Trauerspieldichter so weit vom rechten Wege verirrt, den schwarzen Hexengalan auf die Bühne zu führen, damit er da nach Anweisung des Aristoteles Schrecken und Besorgniß einflößte. Der Glaube macht dabei nichts aus. Shakespears Geister haben, wenn nicht der Schauspieler ihre Natur verpfuschte, auf Gläubige und Ungläubige noch nie ihre ernsthafte Wirkung verfehlt. Sogar mit den Hexen hat man Nachsicht; denn da ist doch wenigstens ein Umriß von Menschlichkeit. Aber bringt den Teufel in Person in's Spiel; und das Parterre wird schallen. —

Warum fühlten unsre Mahler und epischen Dichter nicht so richtig? —

Bei teuflischen Menschen, Wesen nach Gottes Ebenbilde, an denen kein gutes Haar ist, kömmt auch kein besondrer Gewinn für die Kunst heraus. Auf dem griechischen Theater wußte man nichts von solchen Leuten, die mit der Natur so wenig, als menschliche Gottheiten verträglich sind. Doch mögen sie ihre künstlichen Rollen fortspielen, wenn sie sich wie König Richard III. zu ihrer Teufelei gehörig legitimiren. Das scheint nicht der Fall bei Jago, dem Peiniger Desdemona's zu seyn.

* * *

Eine besondre Wirkung der irrenden Vernunft in Verknüpfung mit Zorn und Ungestüm ist das Fluchen. Die bildende Kunst verliert nicht wenig dadurch, daß sie nicht fluchen kann. Wer zweifelt, muß den

Prometheus des Aeschylus, und den König Lear Shakespears gar nicht, oder, was denn freilich schlimmer ist, nur halb kennen.

* * *

Nur bilde sich die Redekunst nicht zu viel ein auf die ausschließliche Gabe, philosophisch oder moralistisch zu eifern und zu verdammen. Das Sittenrichteramt kömmt den Musen nicht zu. Ihrem Wesen ist es gemäß, nicht anders zu lehren als so, daß man nicht weiß, wie man belehrt wird. Unter allen Mienen, die ein Dichter annehmen kann, steht ihm keine so widernatürlich, als die Docentenmiene. Juvenalische Invectiven gehören in ein Zeitalter, wo das zarte Gefühl für den ächten Musenreiz unter dem Wohlgefallen an Antithesenschimmer und prunkenden Sentenzen erliegt. Mischt sich aber gar zu dem Straf-Eifer

noch schwarze Melancholie und kirchenväterische Bekehrungssucht, und bildet sich so das Ganze zu einer jammernden und donnernden Predigt in Versen, so hat wahrlich keine von allen neun Musen Hand an's Werk gelegt, und wenn dessen Verfasser auch Young heißen sollte. Es giebt eine philosophische Melancholie von gar andrer Art, gegründet auf ein tiefes Gefühl der Hinfälligkeit und Vergänglichkeit alles Guten und Schönen. Die möchte eher taugen zu dichterischen Nachtgedanken.

Soll ja zur Lehre und Besserung der armen Sterblichen in Versen philosophisch gezürnt seyn, so mache der Zorn Partei mit dem Spotte und der leichten, neckenden, Rosen und Dornen mit Einem Wurf ausstreuenden Ironie. Dieser Horazische und Lucianische Spott sollte denn auch ein bleibendes Erbtheil des modernen (nicht

des griechischen) Epigramms seyn und ihm seine bestrittene Stelle unter den Dichtungsarten sichern. Denn wo ein bestimmtes Gefühl, es sei von welcher Art es wolle, ohne Mißbilligung des richtenden Geistes eine schöne Form der Redekunst angenommen hat, da ist Poesie.

* * *

Auch die Rache gehört in der Eigenthümlichkeit ihres Wesens der Poesie allein zu, unter allen Künsten. Eine Medea läßt sich nicht meißeln und nicht mahlen. Denn gebt ihr immerhin den Dolch in die gezückte Hand, laßt ihr Auge das Feuer der Hölle sprühen und alle ihre Gesichtsmuskeln toben! Laßt ihre Kinder um sie her liegen, eins schon ermordet, ein andres vielleicht ihre Knie umklammernd und sichtbar aufschreiend um Erbarmen! Das Alles macht die unbarm-

herzige Mörderinn noch nicht zur Medea. Denn warum thut sie, was sie thut? Die ganze äußere Handlung würde dieselbe seyn, wenn das Weib, wer weiß durch welche Veranlassung, wahnsinnig geworden wäre.

Noch unerreichbarer für den Bildner ist der Ausdruck der Eifersucht. Diese zeigt von Außen gar nichts, als den Charakter feindseliger Unruhe und Aengstlichkeit. Und wie manche Bewegung des Gemüths hat diesen Charakter! Ein Tyrann, ein Dionys, der überall, wo zwei Menschen heimlich zusammen reden, eine Verschwörung argwöhnt, wie wird er sich im sichtbaren Gemälde unterscheiden lassen von einem Eifersuchtsmärtyrer, einem Othello? — Auf den Grundunterschied der Gemüther kömmt hier wenig oder nichts an, sobald die Rede ist von Aeußerung. Das Kleinliche und Erniedrigende der Eifersucht

drückt auch dem edelsten Gesicht entstellende Züge ein.

* * *

Fröhlichkeit steht als Kunststoff dem Bildner allerdings zu Gebote. Frisches, gesundes Wohlseyn, ohne welches ein lebendiger Losbruch der Freude nicht gelingt, hat seine eigne Gesichtsfülle, sein eignes Augenspiel, seine eigne Miene. Deßwegen vermag keine Philosophie mit allen Schönheitspredigten den Werth eines rohen Bauerngelags im niederländischen Styl zu vernichten. Wir vergessen beim Mitgenuß des tüchtigen Naturlebens sogar die Uebertretung der Grundregel aller bildenden Kunst. Wir sehen recht gern den lustigen Gast mit seiner Schöne hüpfen, ohne zu bedenken, daß man in Gemälden gar nicht hüpfen kann, und von rechtswegen es nicht einmal ver-

ſuchen ſollte. Aber der Stein des Anſtoßes iſt die Vermeidung der falſchen Fröhlichkeit, das heißt, der unnatürlichen Erhizung, die der unbefangenen Sympathie widerſteht, gleichviel, ob man einen betrunkenen Hausknecht vor ſich ſieht oder eine unverſchämte Bacchantinn.

Etwas ganz Eignes bei dem Kunſtausdruck der Traurigkeit iſt, daß darin alle Künſte mit einander wetteifern können, gleich als wäre die Natur in den Formen des Leidens unerſchöpflich, oder, wenn man lieber will, als wäre die Kunſt zunächſt beſtimmt, jeden Schmerz durch die Zugabe des Schönen zu lindern und umzuwandeln in ein Abbild der Freude. Kein Kunſtausdruck — das verdient wohl erwogen zu werden — ſagt hier, was der andere ſagt. Die Wirkung eines fröhlichen Rondo's, eines

Trinkliedes und eines gemahlten Lustgelags ist so ziemlich dieselbe. Aber die Traurigkeit einer verlaßnen Ariadne ist etwas Andres für den Mahler, etwas Andres für den Musiker, etwas Andres für den Dichter. Den ersten zwingt seine Kunst, in die Mienen der Verlassenen die Gesichtssprache der stummen Verzweiflung zu übertragen, weil er doch den innern Kampf zwischen Reue, Liebe und Todesangst nicht mahlen kann. Diesen Kampf faßt der Dichter und Musiker als das Wesentliche auf, aber jeder von beiden in anderm Verhältniß. Der Dichter kann aus diesem Kampfe die stumme Verzweiflung, die der Mahler aushob, schrittweise entwickeln. Das thut ihm der Musiker nicht nach. Dieser muß seine Unglückliche in's Meer stürzen, sobald der Ungestüm ihrer Schmer-

zen in Zuckung übergeht und die äußerste Höhe des lauten Ausdrucks erreicht hat.

* * *

Freundschaft, läßt die sich sichtlich bilden und mahlen? Die Sprache der Herzlichkeit und des Vertrauens kann das Gesicht allerdings höchst vernehmlich mitreden; aber Grund und Grad dieser Sprache, das verborgene Wesen der Verbrüderung, dasjenige, was eigentlich und zunächst die feste und ausschließliche Anhänglichkeit bedingt, dieß sagt kein Handschlag, kein herzlicher Blick, keine freie, redliche Miene. Ein Dämon und Pythias im Gemälde sind nichts weiter, als zwei Leute, denen man es ansieht, daß sie etwas sehr Gutes zusammen verabreden oder verabredet haben. Ob sie sich übrigens seit heute oder seit vorgestern kennen, oder ob einer den andern ausgeprobt hat, ob wohl

einer für den andern Märtyrer des Bundes zu werden stark und bereitwillig genug ist — davon weiß Pinsel und Meißel nichts.

Vollends unerschwinglich für den Bildner ist der Ausdruck des großen Verbrüderungsgefühls in seinen erweiterten Kreisen. Wer mahlt und meißelt Patriotismus?

* * *

Ehrfurcht, Sehnsucht, Vertrauen und Ergebung, in religiösen Gemüthern vereinigt, bestimmen die Sprache der Andacht. Soll es bewiesen werden, was diese dem Bildner seyn kann, da die größten Mahler der christlichen Welt in ihren Heiligen und Madonnen die einzig mögliche Entschädigung für den Verlust der griechischen Mythen suchten? — Vielmehr möchte sich mit gutem Grunde voraussagen lassen, daß, wenn christlicher Glaube übergehen sollte in allgemeinen Unglauben, und das Mitge-

fühl christlicher Religiösität in Gesängen und Epopöen von diesem Unglauben allgemein verworfen würde, dennoch jene Heiligen- und Madonnenbilder immerfort bleiben werden in ihrem Werthe, was sie izt sind und seit ihrer Schöpfung waren. Und warum dieß? Weil Andacht überhaupt nichts mehr ist, als eine heilige Erhebung des reinsten Menschengefühls, und die sichtbar darstellende Kunst hier nichts weiter auszudrücken vermag, als Andacht überhaupt. Ob der Betende zu Tien, Brama, Jupiter oder Jehovah betet, davon sagt die bildende Kunst nichts. Es giebt nur Eine Religion in allen Andachtsgemälden. Oder soll das Costume einen Unterschied machen? Treuherzige Frage!

* * *

So kann denn die Bildnerkunst nur andeutend und sinnbildlich, die Poesie aber

allein vollkommen deutlich und vernehmlich reden? Nichts weniger komme uns in den Sinn, als solch' eine frostige Grille. Nur die Musik kann sich des Vorwurfs nicht erwehren, daß ihr Ausdrucksmittel so schwankend und unsicher ist, als ihre Wirkung, wenn sie auf's Ziel trifft, gewaltig. Aber Poesie und Mahlerei oder Bildnerkunst haben, den Unterschied zwischen dem Ausdrucke des Vorübergehenden und des Bleibenden ungerechnet, jede ihren besondren Kreis der Bestimmtheit. Das Eigne und Innige, die Seele des Schönen, lebt im sichtbaren Bilde, wenn es hervorquillt aus einfacher Natur. Wo aber Reflexion und Sitte die Bedingung des Eignen und Innigen sind, da findet kein Künstler festen Grund und Boden, als allein der Dichter.

Der Schwur der Liebe.

Eine Novelle.

Der Schwur der Liebe.

Eine Novelle.

Zwischen zwei Menschen von durchaus widersprechender Sinnes- und Seelenart ist nicht seltener Verständigung möglich, als zwischen einem und demselben Menschen im klaren Gefühl der Besonnenheit und im Seelentumult streitender Wünsche. Und doch ist da, wo Wünsche mit Wünschen streiten, der innere Friede nicht so fern, als wo ein einziger Wunsch mit souveräner Macht alle tausendfachen Regungen des Verlangens verschlingt. So lange die strebende Kraft des Herzens

zertheilt ist, findet die Vernunft früher oder später ihre Rechnung bei einem Spiele, dessen Meisterinn sie freilich nicht war. Warum scheint so mancher gepriesene Selbstbeherrscher das zu seyn, was er wahrhaftig nicht ist? Aus dem Mittelpunkt seiner immer rührigen Eitelkeit laufen die Radien des Bedürfnisses nach allen Seiten. Was man praktische Weisheit eines Menschen nennt, ist nur gar zu oft nichts mehr als vollendete Vielseitigkeit des Egoismus. Mancher moralisirende Selbsttäuscher mag es auch wohl im guten blinden Ernst dahin mit sich bringen, daß er das zufällige Gleichgewicht seines Gemüths seinem über Alles triumphirenden Ich als ein nahmhaftes Verdienst anrechnet. Und das möchte solchen Sittenrichtern — denn im Punkt der Sittenrichterei geht diese Menschenart allen an-

dern vor — immerhin gegönnt seyn, wenn sie sich nur entschließen könnten, vor dem Beurtheilen dieser oder jener Uebelthat, die sie nicht begehen konnten, einen Blick zu werfen auf den, der sie beging. Denn um die reine Währung einer einzigen That eines Menschen zu finden, muß man oft den Gehalt des ganzen Lebens dieses Menschen nachwägen. Unerlaßliche Bedingung des Urtheils ist diese Zumuthung, vollends da, wo man weiß, daß Ein Grundgedanke dem ganzen Gemüthe seinen Ton gab. Wenn nach Einer Richtung hin alle Neigungen sich sammeln, und nur im Bezug auf Einen lezten Wunsch Alles, was Herz und Sinne rühren kann, Leben und Werth gewinnt; dann zeige sich die Vernunft, ob sie etwas vermag. Dann allein ist die in der Sprache des Systems sogenannte Leidenschaft und mit ihr die

Bedingung des rühmlichen Sieges da. Denn daß Gefühl und Leidenschaft wesentlich eins, und nur dem Grade nach verschieden sei, ist, mit Erlaubniß aller Moralphilosophen, nicht wahr. Das Gefühl, wenn es nichts mehr als Gefühl ist, genießt oder leidet; aber die Leidenschaft leidet nicht; sie strebt, wirkt, arbeitet, zwingt den Verstand despotisch in ihren Dienst und legt es auf nichts Geringeres an, als daß die Vernunft, die ohne den Verstand so wenig wie ein Regent ohne seine Diener vermag, gleichsam verlassen dastehe. Ist ihr dieß Rebellionskunststück gelungen, dann hängt sie herzhaft jeder Neigung den Mantel des Rechts um, und beweiset die Philosophie des Wahnsinns aus dem Gesezbuche der Noth und der ewigen Ordnung. In dieser Tiefe weiß der arme Sterbliche nun im eigentlichen

Sinne nicht, was er thut; und dahin führten Naturanlage und Schicksal den jungen Montenach, aus dessen Geschichte Jeder etwas lernen kann, der nicht schon zuviel gelernt hat. Vernehmt ihr Alle, die ihr den Gang der Herzen erprüfen wollt, wie ein redlicher junger Mann und ein unbefangenes, liebreiches Mädchen dazu kamen, einander zur Strafe möglicher Untreue den Tod zu schwören, und wohin dieser sinnlose Schwur die beiden Verirrten führte.

Durch lebendiges Menschengefühl, feine Achtsamkeit auf Sitte und Ehre, und durch richtigen, sichern Verstand war der junge Montenach merkwürdig vor allen seines Gleichen, in deren Gesellschaft man ihn zuweilen finden konnte. Zuweilen nur; denn ungeachtet ihn jedermann für einen guten Gesellschafter erklärte und ihm selbst

dieser Ruhm nichts weniger als unbedeutend schien, so wollte doch ein Gefühl, dessen er sich nun einmal nicht entschlagen konnte, in gar wenig Gesellschaften passen. Sein Herz führte einen langen Prozeß mit dem Schicksale.

Montenach war Cornett in *** schen Diensten und mit seiner Compagnie auf das Land verlegt. Wo hätte er bessere Zeit haben können, wenn er ja einmal mit der Nothwendigkeit rechten wollte, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in stillen und einsamen Dämmerungsstunden zu seiner Befriedigung gegen einander zu stellen? Auch ließ er es an finstern Speculationen nicht fehlen.

Aber was war es denn, was ihn auf dem Herzen drückte? Um hierauf zu antworten, müssen wir einen kleinen Abriß

der Geschichte seines Knabenalters in unser Gemälde ziehen.

Nicht gleichgültig darf es uns dießmal seyn, zu wissen, daß Montenach von Adel war. Wäre er nur auch von reichem Adel gewesen! Aber als jüngster Sohn einer Familie, die mehr Namen auf ihren Stammbäumen, als Goldstücke jährlicher Einnahme zählte, mußte er seine Subsistenz als ein Gnadengeschenk annehmen von einem Onkel, der kinderlos war, und bald darauf von seinem Landesherrn. In seinem eilften Jahre schon wurde er Page. Bald darauf verlor er seine Eltern.

Unter der Erbschaft von nüzlichen Lehren, die Montenachs Vater an Geldes und Gutes statt seinem Sohne hinterließ, war unter andern die historische Notiz, daß ein armer Edelmann ursprünglich dem reichsten

Fürsten am Range gleich sei. Dem reichsten Fürsten gleich, und doch dessen Page? Das war dem jungen Vernünftler ein unauflöslicher Knoten. Das angeborne Gleichheitsbedürfniß, das sich in allen Gemüthern vorfindet, aber in den meisten noch vor seiner Entwickelung verfälscht wird, verführt auch den Besten, öfter aufwärts zu messen, als niederwärts. Und manche Saite der Seele, die sonst vielleicht nie einen Ton von sich gegeben hätte, klingt laut, weil sie von einer andern Saite gestreift wird. Montenach, auf die leiseste Stimme der Ehre aufmerksam, aber darum nichts weniger als ehrgeizig, würde so wenig an seinen Adel gedacht haben, als an die fürstliche Landeshoheit, wäre er nicht unter allen seinen Mitpagen der ärmste gewesen. Er suchte keine Vergleichung; aber er fühlte jede, die er nicht umhin konnte

zu finden. Warum denn ich, gerade ich und kein andrer, der ärmste? fragte er sich, wenn er gern oder ungern abstehen mußte von der Theilnahme an kleinen Lustpartien. — Mit klopfender Sehnsucht zählte der arme Knabe alle Tage bis auf den goldnen Tag, wo er endlich das große Papier, das ihn zum selbstständigen Manne erhub, das Offizierspatent, an seine Brust drückte.

Der junge Montenach hatte schon das neunzehnte Jahr erreicht, als er die erwünschte Ehren- und Selbstständigkeits-Stufe erreichte. Eine Last war ihm nun vom Herzen gefallen; aber seine Gefühlsart hatte sich schon entwickelt zu scharfgespannter Empfindlichkeit. Fehlte es ihm etwa an richtigem Naturtact, um den Conventionsfuß der Meinung gehörig zu würdigen? Nicht dieß. Für die Entwicke-

lung seiner Empfindlichkeit war es völlig einerlei, von welcher Art die Kränkung seyn mochte, die zuerst auf ihn drückte. Armuth und Abhängigkeit schmerzten ihn nur, insofern ihn überhaupt ein Zustand, der seinen Wünschen widersprach, schmerzen konnte. Das Ehrgefühl war zufälligerweise das Vehikel seines Mißvergnügens. Jede andre lebendige Empfindung hätte für ihn dasselbe seyn können. Und überhaupt dachte er nicht sowohl an sich und seine Vorzüglichkeit, als an seinen Standpunkt, von welchem ihm ein Glück nach seinem Sinn so weit weg zu liegen schien. Und was war dieß für ein Glück? Das wußte er selbst damals nur in dunkler Ahndung. Aber es war ein tiefarbeitendes Bedürfniß, den ganzen Gewinn seines Lebens mit einem Wesen, das er lieben konnte, zu theilen.

In der Nachbarschaft des Fleckens, wo Montenach mit seiner Compagnie einquartiert war, lagen mehrere adlige Güter. Sein guter Ruf und die Adressen seines Onkels verschafften ihm da den Zutritt. Sein freier Sinn und seine gefällige Sitte sicherten ihm jede erworbene gute Bekanntschaft. Jezt wich er auch nicht mehr so schüchtern als sonst vor den Blicken der Kennerinnen zurück. Es fehlte in den Zirkeln, wo er bald für ein ordentliches Mitglied galt, nicht an Töchtern des Hauses und nicht an schönen Besuchen. Ohne es darauf anzulegen, geheime Freuden zu hassen, fand er sich oft in einem lieblichen Tete-a-Tete. Mancher Händedruck wurde ihm dafür zu Theil, daß seine Augen weit mehr sagten, als seine Zunge. Ohne alle Mühe hätte er sich können mehr als Einer Liebschaft erfreuen, wäre

nur nicht sein eigensinniges Herz darauf bestanden, keine Liebschaft anzunehmen ohne Liebe.

Zu den Märtyrern einer schwärmenden Phantasie, die den Vorrath ihrer zärtern Gefühle, aus dem sie sich tausend Freuden der Wirklichkeit hätten bereiten können, an erträumten Idolen verschwenden und, wenn sie es besser haben könnten, sich bitter beschweren, daß die Welt — keine Bilderwelt ist; zu diesen gehörte Montenach nicht. Seine Gefühlsart war schöne Prose, aber nicht Poesie. Er verlangte von dem Weibe, das ihm genügen sollte, keinen Reiz, keine Trefflichkeit, die er nicht hoffen durfte zu finden. Aber statt alles Reizes und aller besondern Trefflichkeiten foderte er ein besondres Talent für Liebe. So wie in seinem Herzen sich alle Bedürfnisse in Ein Bedürfniß concentrir-

ten, so wollte er auch, daß das Weib seines Herzens fähig seyn sollte, sich mit einer Kraft und Wahrhaftigkeit an ihn zu schließen, gegen welche Alles, was er gewöhnlich Liebe nennen hörte, zur Nullität werden sollte wie eine flüchtige Maskeraden-Intrigue gegen ein ewiges Bündniß. War das ein sichrerer Weg, Lebensfreude zu finden, als wenn er ein Phantom vergöttert hätte? —

Drei Jahre suchte der junge Montenach umsonst in seinen fröhlichen Zirkeln dasjenige, was ihm, seiner Gefühlsart nach, unentbehrlich war. Sein selbstwilliger Charakter formte sich durch das fortwährende geheime Spiel seiner Wünsche immer fester und fester. Statt sich hineinzugewöhnen in den Ton der Welt, die ihn umgab, wurde er nur widerspänstiger gegen jeden Eindruck, der ihm kein

Genüge leistete. Er gefiel sich in seinen Gesellschaften nicht mehr, streifte lieber auf der Jagd umher, oder hüthete allein sein Zimmer. So wurde er reif für dasjenige, was ihm widerfahren sollte.

Wenige Schritte von der Wohnung Montenachs lag das Haus des Pfarrers im Orte. Montenach kannte diesen Mann und hatte ihn aus nachbarlicher Höflichkeit dann und wann besucht, ungeachtet er wenig an ihm zu betrachten fand; denn der Herr Pastor, schon ein bejahrter Mann, war steif wie sein Kragen, und kalt wie seine Dogmatik, und wenn ihm die Zeitlichkeit überhaupt wenig zu Herzen ging, so schien ihm doch das Zinskorn und der Beichtpfennig seiner Pfarrkinder in der Zeitlichkeit nicht das Schlechteste zu seyn. Mit einer treufleißigen, an seiner Seite verdorrten Ehefrau lebte er in Frie-

den und allein. Viele Einwohner des Orts wußten nicht einmal, daß dieß geistliche Paar sich einer holden Tochter erfreute, die ihr einziges Kind war; denn diese Tochter, jezt ein erwachsenes Mädchen, wurde von ihrem sechsten Jahre an bei ihrem Onkel, des Pastors Bruder, einem begüterten Kaufmanne, der im kinderlosen Ehestande nicht fröhlich war, zu H*** erzogen, und hatte nur in Gesellschaft ihrer Pflege-Eltern einigemal ihre wirklichen Eltern besucht.

Der Tod änderte diese Lage der häuslichen Dinge. Der begüterte Kaufmann starb und hinterließ seiner Pfleglinginn die Hälfte seines Vermögens. Unverzüglich reisete der alte Pastor nach H***, die Erbschaft zu sichern, und brachte, als er zurückkam, seine Pauline mit, die nicht sobald öffentlich erschienen war, als der

eilfertige Ruf sie mit dem Titel der Schönsten der Gegend beehrte.

Was der Ruf verkündigte, bestätigte jeder Einzelne, dem es glückte, die Freude des Augenscheins zu genießen. Denn Pauline war wahrlich schön. Sichtlich wallte der Gefühle leisestes Spiel in den Zügen ihres Gesichts, das die Natur mit der Kunst verabredet zu haben schien, um es nach den zärtesten Verhältnissen zu formen. Jede Sprache, die dem Herzen des lieblichen Mädchens geläufig war, konnte ihr Auge mitreden. Jugendlicher Frohsinn und innige Theilnehmung bestimmten den Ton ihres Gemüths. Aufhorchend auf jede Bewegung der Seele dessen, mit dem sie sprach, hatte sie denjenigen Weibesreiz, welcher dem Manne von wahrhaftigem Mannessinn vor allen andern gilt, den

hohen

hohen Reiz der Empfänglichkeit. Montenach sprach Paulinen eines Sonntagsmorgens in Gesellschaft ihrer Mutter beim Ausgange aus der Kirche, und wurde, er, der sonst so eigensinnige Montenach, auf einmal durch die Umwandlung seines Herzens überzeugt, er habe das Mädchen seiner Liebe gefunden. Er suchte öfteren Zutritt im Pfarrhause, und fand ihn, wenn gleich nicht ohne Mühe, da der alte Pastor mit seiner Frau leicht herausbringen konnte, wem von nun an dergleichen Besuche in ihrem Hause galten. Auch war es nur Montenachs ganz besondrer guter Ruf, der ihm den Eingang bahnte. Jeder andere junge Herr von Adel mußte sich's gefallen lassen, höflichst zurückgewiesen zu werden, und Montenach hatte das Glück für kein unbedeutendes zu achten, daß er ein paar Mahl die Woche in guter bürgerlicher Ge-

sellschaft unter Paulinens Augen mit dem Pastor L'hombre spielte. Aber wenn dann der alte Pastor in sein Spiel und seinen Schlafrock vertieft saß, und die Frau Pastorinn mit dem großen Schlüssel in der Hand in häuslichen Geschäften das Zimmer auf einige Augenblicke verließ, dann sagten Paulinens Blicke von dem Stuhle her, wo sie abwärts sizend mit Stricken ihre Finger beschäftigte, dem unachtsam spielenden Montenach deutlich genug, daß sie wisse, er sei da. Auch konnte die Frau Pastorinn, wenn sie nachher Paulinens Arbeit mit Recensentenscharfsinn musterte, sich nicht satt wundern darüber, daß man in einer so großen Stadt, wie H***, den jungen Frauenzimmern keinen besseren Unterricht im Stricken ertheile. Die gute Frau Pastorinn! Sie hatte die Zeit vergessen, wo auch ihre Augen lieber mit

andern correspondirten, als mit den sogenannten Augen eines Fadenwerks.

Es ist kein kleiner Gewinn für heimlich aufwachsende Liebe, wenn die Stunde der ersten Herzenseröfnung nicht zu früh kömmt. Eh Montenach den Wunsch, Paulinen nur ein einzigesmal unter vier Augen zu sehen, vom Zufalle gewährt erhielt, verging lange Zeit. Dafür aber gelang es ihm auch, als die Kette der Hindernisse endlich einmal zerriß, das Herz seiner Geliebten davonzutragen wie im Fluge.

Hier verlohnt sich's wohl der Mühe, eine Frage aufzuwerfen. War denn Pauline mit aller ihrer Unschuld und Lieblichkeit wirkich das rechte Mädchen für Montenach? Die Antwort scheint sich von selbst zu ergeben. Denn unter so Vielen

ihres Alters und Geschlechts, die auch nicht unlieblich waren und zum Theil vielleicht auch unschuldig seyn mochten, war sie die erste und einzige, bei welcher Montenach den ganzen Vorrath seines Herzens unterzubringen sich getraute. Aber beweiset diese Thatsache wirklich eine innere Verwandschaft beider Gemüther? Die Seelenkunde sagt Nein. Denn wenn das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden über eine gewisse Höhe gestiegen ist, so gewinnt die Phantasie das freie Feld, und wer sonst am subtilsten unterschied, greift dann am ersten gerade zu. Paulinens heiterer Sinn und Montenachs unruhige Schwermuth dissonirten mehr, als nöthig war, das Zusammenspiel ihrer Empfindungen vor einem ermüdenden Unisono zu bewahren. Aber die Stunde des Schicksals hatte geschlagen.

Das Geheimniß der beiden Einverstandnen war fast für sie selbst noch Geheimniß, als die neugierige Welt des Orts schon ausführlichere Kenntniß davon zu haben behauptete. Auf keine Entdeckung konnte das Gerücht fußen, so wahr es übrigens ist, daß der, wer vorsichtig zu lieben versteht, sicherlich nicht zum erstenmale liebt. Aber es schien den Sachverständigen gar zu merkwürdig, daß der einzige Montenach zur L'hombregesellschaft des alten Pastors gehörte, und außer ihm kein Offizier und keiner von Adel. Namentlich fanden dieß sehr anstößig ein Candidat der Theologie und ein junger Amtmannssohn aus der Gegend, die selbst mitspielten, jener als Freund vom Hause, und dieser als öffentlicher Bewerber um die Gunst Paulinens. Beiden verleidete ihr Spiel die conventionsmäßige Auszeichnung, die dem Offi-

zier und dem Herrn Von widerfuhr. Sie gaben einander das Wort, den beschwerlichen Gast wegzudrängen, und erwarteten nur eine bequeme Gelegenheit.

Zu dieser ersten Verschwörung gegen Montenachs aufdämmernde Freuden kam eine zweite von andrer und nicht minder gefährlicher Art. Sie ging aus von den Zirkeln, wo der Abtrünnige sonst als freundlich begrüßtes Mitglied glänzte, und jezt nicht einmal dann und wann zu erscheinen der Mühe werth fand. Hier waren die Verschwornen die Weiber. Alle gnädigen Frauen und Fräulein, die sich zurückgesezt glaubten, loderten in Erbitterung auf gegen die bürgerlichen Reize der Pfarrerstochter. Daß Montenach den Gedanken haben könne, diese muthmaßliche Geliebte seines Herzens als Gattinn einführen zu wollen in seine glorreiche Ver-

wandschaft, dazu trauten sie ihm allerdings zuviel ritterbürtigen Verstand zu. Desto giftiger aber trafen die Pfeile ihrer Zungen den guten Ruf Paulinens, und daß sie trafen, mußte Montenach durch die dritte Hand absichtlich erfahren.

Mit Entsezen vernahmen der alte Pastor und seine Frau, was das Gerücht erzählte. Der junge Amtmannssohn und der Candidat der Theologie benuzten, von Rathgebern und Rathgeberinnen unterstüzt, die Wirkung des ersten Sturms. Der alte geistliche Mann glaubte sich von Amts- und Pflichtswegen verbunden, die Ehre seines Hauses auch mit Verlezung aller Attention gegen seinen Gastfreund zu retten. Er erbat sich von diesem in einem seltsam-unterthänigen und ausführlich-höflichen Sendschreiben die Ehre, ihn nicht mehr zu besuchen.

Es bedarf wohl keiner Meldung, wie dem reizbaren Montenach zu Muthe wurde auf den Brief des Pastors. Er hatte eben, als er ihn erhielt und las, einen sogenannten guten Freund bei sich, einen gewissen Lieutenant Clerval. Weil es bald nöthig seyn wird, dieses Menschen weiter zu erwähnen, so mögen vorläufig einige Züge seines Bildes hier stehen.

Es giebt ein Geschlecht moralischer Mißgeschöpfe, von denen man nicht sagen kann, ob sie der Gutmüthigkeit oder der Nichtswürdigkeit am nächsten verwandt sind; Geschöpfe, die durch den Umriß der Menschlichkeit täuschen; die nicht ohne Verstand sind und selten ohne Bildung; die ihre Hände in Alles mischen, Alles zum Besten kehren wollen, zur guten Stunde manches Gute, und zur bösen mehr Böses

thun, als der kaltblütigste Taugenichts, aber nicht aus bösem Willen, sondern einzig und allein aus Schlaffheit des Herzens und sanftmüthiger Albernheit. Von diesem krüppelhaften Wesen war Clerval eines. Und mit dem konnte Montenach Umgang pflegen? Zu seinem Verderben konnte er es. Und wer von uns wäre nicht in gleicher Lage in gleiches Verderben gefallen? Denn wenn glückliche Liebe sich selbst genug ist, so drückt unglückliche — mag das Unglück kommen von welcher Seite es will — auf Ein Herz zu schwer, und kann auch den Klügsten verführen, sein Geheimniß, wenn er es nicht irgendwo sicher unterbringen kann, dem guten Glück Preis zu geben. Dießmal traf sich's überdieß noch, daß Clervals zweideutige Natur tief versteckt lag und Montenach nicht der Mühe werth achtete, sie zu ergründen. Auch war eine

dienstfertigere Creatur, als dieser Clerval, im Ernst nicht zu finden.

Montenach las und las den Brief des Pastors, ließ die Hand sinken, worin er ihn hielt, lehnte sich rücklings an die Wand, riß den Brief wieder vor's Auge, raffte sich zusammen, und warf ihn seinem Gesellschafter zu. Hastig griff der ihn auf, so hastig, daß Montenach im Augenblick von seiner Vernunft die Lection empfing, er habe sich einer Uebereilung schuldig gemacht. Aber geschehen war geschehen. Wem man die eine Hälfte seines Vertrauens ohne Ueberlegung gegeben hat, dem muß man die andere in den Kauf nachwerfen, oder sich darauf gefaßt machen, daß man aus einem Vertrauten einen Verräther erzieht.

Nach mannichfaltigen Debatten, Betheurungen, Zweifeln und Entwürfen wur-

den die beiden sogenannten guten Freunde dahin eins, daß Clerval das verrufene Amt eines Ausmittlers und geheimen Briefträgers übernahm. Um den alten Pastor und seine Rathgeber so zu stellen, daß Keiner von ihnen mehr wissen solle, wo Osten und Westen sei, setzte Montenach unter Clervals Augen ein Antwortsschreiben auf, so frostig, so spottend, so leer von Beziehungen auf Liebe, daß der gute geistliche Herr überzeugt werden mußte, ein Mann, der die Entfernung von Paulinen so gleichgültig aufnehme, könne unmöglich weder gute noch böse Absichten auf sie gehabt haben. Ein kleineres Briefchen gar andern Inhalts verpflichtete sich Clerval in Paulinens Hände gleiten zu lassen.

Nicht ganz so glücklich, als Montenach es erwartete, fielen den klugen Spielern

die Karten. Der alte Pastor, der freilich der Inspiration seiner L'hombregenossen nicht weniger als seinen strengen Maximen gefolgt war, erschrak, als Montenach öffentliche Abbitte verlangte. Aber doch erlaubte ihm sein Gewissen nicht, sein erstes unhöfliches Anliegen zurückzunehmen. Die Reihe kam also nicht an Montenach, zu drohen, daß er nie wieder die Schwelle des Pfarrhauses betreten wolle. Aber es brauchte auch dahin nicht zu kommen; denn — er hatte schon in seinen Händen ein Antwortschreiben von Paulinen, worüber er alle geistlichen und weltlichen Zwiste, alles Leid und alle andre Freude vergaß. Pauline wollte ihm seine Bitte gewähren, ihn um Mitternacht, wenn Jung und Alt sich zur Ruhe begeben habe, zu erwarten im großen Obstgarten hinter dem Hause.

Welch eine Mitternacht für Montenach den Entzückten! Leicht wie auf Flügeln schwang er sich über die niedrige Gartenmauer, und Clerval, der Dienstfertige, stand jenseits Wache. Hochglühend vom Kampf mit Liebe und Besorgniß wagte sich Pauline heran. Leise und zitternd schob sie die Gartenthür, die in den Angeln knarrte, mit beiden Händen auf, lauschte noch einmal in den Hof, sah sich eilfertig nach allen Seiten um, und schlüpfte dann mit der ganzen Lebendigkeit ihrer kleinen Schritte dem Geliebten zu. Und es blieb diese Nacht bei Küssen, deren Nachgenuß keine Reue vergiftet.

Der ersten mitternächtlichen Zusammenkunft folgte eine zweite, der zweiten eine dritte. Montenach und Pauline schieden noch immer, wie sie gekommen waren, und

das sonst so mißgünstige Ungefähr nahm ihre schuldlosen Freuden in seinen Schutz.

Einen vollen Monat und drüber, aber nie öfter als zweimal die Woche, setzte Montenach seine süßen Besuche ohne Hinderniß fort. Das Neue, das Verborgne, das Feierliche und die tadellose Reinheit seines Glücks gaben allen seinen Gedanken und Gefühlen einen Schwung, in welchem er kaum sich selbst noch erkannte. Vorüber schienen ihm die langen Stunden des Mißvergnügens; verschwunden die Schwermuth mit ihren ängstenden Schatten. Mit andern Augen sah er die ganze Welt an. Der Horizont der Möglichkeit dehnte sich um ihn aus und ruhte auf lauter wirklichen Freuden. Das Luftschloß seines einzigen Wunsches stand vor ihm in vollendeter Herrlichkeit da. Er und Pauline Eins! Was jenseit der

Sphäre dieses Himmels lag, war ihm ein Puppentand, brauchbar nur für Seelen ohne Liebe am langen Alltage des Lebens. Auch der Sorgen für seine äußere Existenz war er nun auf einmal überhoben. Paulinens Vermögen reichte hin, ihn unabhängig zu machen von allen Fürsten und Onkeln. Selbst daß er ihr zuviel verdankte, wenn er den Anmahnungen des Selbstgefühles Gehör geben wollte, dünkte ihn jezt nur eine Auffoderung an alle seine Kräfte, um sein Verdienst in's Gleichgewicht zu sezen mit seinem guten Glücke. Er wollte das Militär verlassen. Eine der angesehensten Civilstellen, zu der er sich hinauf zu arbeiten gedachte, sobald seine Geliebte sein Weib sei, sollte ihn in den Stand sezen, auch Hab' und Gut mit Hab' und Gut zu vergüten. So beflügelte Liebe die Hoffnung. So hob

Hoffnung ihren neuen Günstling über Hügel und Thäler hinaus.

Warum ist der Freudenschwung eines Herzens, das zu lange dem Mißvergnügen geöffnet war, von so kurzer Dauer? —

Montenachs Phantasien gingen so rasch in die Zukunft hinein, daß auch das eilfertigste Glück nicht Schritt halten konnte. Es war denn doch noch mancher Stein zur Seite zu wälzen, ehe der Weg der Liebe zum Traualtar führte! Und dahin mußte er bald führen, wenn Montenachs Herz sein Recht nicht mißbrauchen sollte. Es ist wahr; er würde sich selbst verdammt haben, wenn er sich die Neigung zu solchem Mißbrauch deutlich abgemerkt hätte. Aber nur desto schlimmer für ihn und Paulinens Unschuld! Weil er an keine Gefahr glaubte, war er schon im Begriff, ihr zu erliegen. Auch lernte er

zu seiner Verwunderung an kleinen Hindernissen voraussehen, wie größere auf ihn wirken würden. Die alte Pastorinn wurde krank. Pauline mußte bei ihrem Bette eine Nacht um die andre wachen, und that es mit der kindlichsten Willigkeit. Natürlich war aber nun für sie auch in den Nächten, wo eine Bekanntinn ihre Stelle bei dem Krankenbette bekleidete, an kein Entwischen in den Obstgarten zu denken. Sie konnte sich vierzehn Tage lang ihrem Montenach nicht anders zeigen, als durch's Fenster, wenn er vor dem Hause vorbeiging.

In dieser Zwischenzeit fühlte Montenach, wenn ihm vom Kreislauf aller seiner Vorstellungen um einen einzigen Mittelpunkt schwindelig wurde, daß er einer Art von Zerstreuung bedürfe. Ein gewisser Trotz, mit dem er izt allen gnädigen

Frauen und Fräulein unter die Augen zu treten sich getraute, hatte auch sein Süßes. Er erschien auf einmal wieder in den Gesellschaftszirkeln, wo er fast ein Fremdling geworden war. Er gefiel — denn er war schwermüthig und glücklich! — mehr als je. Selbst das Betragen, das er beobachtete, wenn Paulinens Name genannt wurde, gefiel. Denn wenn jemand, gleichviel was es seyn mochte, auch nur die leiseste Anspielung gegen die Tugend der Pfarrerstochter fallen ließ, so schreckte ihn ein Wort von Montenach in die Schranken der Ordnung zurück.

Unter den Fremden, welche die Gesellschaft, zu der sich Montenach wieder begab, vermehrt hatten, war der Geheime Rath von G** mit seiner Tochter; jener ein Mann von Geld und Einfluß; diese ein liebliches und geistvolles Mädchen.

Ohne es zu wissen und zu wollen, wurde Montenach der Liebling beider, und erschrak, als er es bemerkte.

„Das wäre ein Partie für Sie, Herr von Montenach!“ — flüsterten die fürsorgenden alten Damen.

„Es kostet Ihnen nur einen Schritt — sagten die Männer — und Ihr Glück ist gemacht!“ —

Von Stund' an zog sich Montenach wieder, als ob er auf glühende Kohlen getreten wäre, zurück in seine Einsamkeit. Wer ihn aus seinem Thun und Lassen bis dahin kennen gelernt hat, wird auch diesen übereilten Rückzug verstehen. Dem guten Montenach war wirklich bange vor Untreue; aber nicht vor dem, was gewöhnlich so heißt. Ihn von Paulinen abwendig zu machen, hätten sich alle Aspasien und alle Sultaninnen vergebens ver-

bündet. Aber die unschuldigste Höflichkeit, die man für ein Vorspiel eines künftigen Herzensantrages deuten konnte, schien ihm nichts Geringeres zu seyn als Hochverrath an der wahrhaftigen Liebe.

Die Folgen dieser Seltsamkeit blieben nicht lange aus. Dienstfertige Interessenten meldeten unverzüglich, was geschehen war und was hätte geschehen können, dem Onkel, von welchem Montenach bis dahin noch immer eine ansehnliche Unterstüzung erhielt; und der Onkel wurde auf den Neffen, der, seiner Meinung nach, sein gutes Glück wie ein Verrückter wegwarf, so erbittert, daß er ihm ein für alle Mahl seine Freundschaft aufsagte.

Zu keiner böseren Stunde konnte Montenach von so einem Schlage auf seine alte Wunde getroffen werden. Es half ihm dießmal nichts, daß er sich's ver-

hehlte, wie tief er ihn fühlte. Ein Ton, den er nicht mehr hören mochte, war Troz seinen schönen Träumen in seiner Brust wieder angestimmt. Was kümmerte ihn denn, kann man mit Grunde fragen, jezt da Pauline sein war, der Verlust der Gunst seines Onkels? Nicht das Mindeste kümmerte er ihn für jezt. Aber war denn dieß schöne, beruhigende Jezt einerlei mit Immer? Zuverläßig einerlei? Das fragte er sich auf einmal. Bis dahin hatte er, seitdem er Paulinen kannte, nichts gefühlt, folglich auch nichts gedacht, als — seine Liebe. Jezt war zum erstenmale nach langer Zeit sein reizbares Gemüth wieder in einer feindseligen Bewegung, und leizete seinen Verstand auf jene Frage: „Aber wie? Wenn nun Pauline dir untreu würde?“ — Pauline kann so wenig untreu werden, wie die Sonne am Him-

mel umkehren kann! rief eine Orakelstimme in seinem Herzen zur Antwort. Aber solche entscheidende Antworten hemmen den Fortschritt der aufgewiegelten Speculation nicht. Denn wie den letzten leisen Schall eines vielstimmigen Echo's hörte er's hinterher wieder fragen: „Aber wie? Wenn sie nun umkehrte?“ —

Es war die höchste Zeit, daß ein siegendes Gefühl der Wirklichkeit die frostige Speculation, die nur mit dem Möglichen spielte, in ihr Dunkel zurücktrieb. Er sahe endlich — ein gewaltiges Endlich für ihn! — um die Mitternachtstunde am gewöhnlichen Orte der Zusammenkunft seine Pauline wieder. Aber dieß sehnlich erwartete Wiedersehen that eine üble Wirkung. Es rief die Zweifel, welche es wegscheuchen sollte, recht in's Leben auf. Auch Pauline war bei dem Krankenbette

ihrer Mutter von einem Gedanken zum andern gerathen. Die Kindespflicht sprach, da sie geweckt wurde, von natürlicher Theilnehmung, nachdrücklicher als zuvor. Noch war ihre Mutter nicht wieder hergestellt. Verdoppelt war die Gefahr, der sich Pauline bei einer nächtlichen Entfernung aussezte. „Denn, dachte sie, es kann meiner Mutter jeden Augenblick ein Zufall kommen. Wenn sie dann ruft und — “

Das Gemälde mahlt sich selbst aus. Und jeder Liebhaber, der nicht an einer alten Schwermüthigkeit krank lag, würde die unvermeidlichen Empfindungen seiner Geliebten in solch einem Verhältniß mitempfunden und ihr einen solchen Besuch unter diesen Umständen zum höchsten Verdienst der Liebe gerechnet haben. Aber Montenach verlor sich von einem Abwege auf den andern. Seinen Foderungen ge-

mäß mußte Pauline vom lange entbehrten Kusse durchglüht werden, wie er; und da sie dieß nicht wurde, und vielmehr ängstlicher als je war, glaubte er, sie sei entweder schon izt nicht mehr, was sie für ihn seyn sollte, oder doch fähig, gar leicht etwas anders zu werden. Dazu kam noch, daß die Zusammenkunft dießmal nur eine flüchtige Viertelstunde währte. Mit schwerbeladenem Gemüthe stieg Montenach über die Mauer zurück.

— „Wie? Wenn sie dir untreu würde?“ — wiederhohlte er sich die peinigende Frage, und staunte gedankenlos die blinde Möglichkeit an.

Die Krankheit der alten Pastorinn nahm wieder zu. Woche über Woche verging; und Pauline und Montenach kamen nicht zusammen. Ein Gerücht sagte aus, Pauline verstehe sich im Stillen mit dem

Sohne des Amtmanns. Gewisse Leute wollten wissen, der Sohn des Amtmanns mache sich bei Gelegenheit lustig über seinen adligen Competenten. Clerval, der kindische Clerval, trug mit seiner gewöhnlichen Dienstfertigkeit alles dieß faule Geschwäz seinem lieben Freund zu und goß recht behutsam einen Tropfen Oehl nach dem andern in's Feuer.

In einer der unseligsten Launen, wo Zweifel, Besorgniß und Mißmuth in widernatürlicher Verschmelzung mit Hoffnung, Vertrauen und Liebe Montenachs ganze Seele durchstürmten, erhielt er unvermuthet ein Einladungsbillet von Paulinen. „Das muß eine Nacht der Entscheidung werden!“ rief er laut aus; und alle seine Vorstellungen wirbelten wild durcheinander. Ohne deutlich zu wissen warum, aber nicht ohne Ursache, verbarg

er den Empfang des Billets und den Tumult seiner Absichten und Wünsche vor Elerval. Eine Stunde vor der gewöhnlichen Zeit fand er sich schon im Pfarrgarten ein und schritt, unbesorgt, ob er nicht gesehen werden könne, wie im Lande seiner Heimath unter den Bäumen umher.

Es war im Spätherbst. Die Bäume hatten schon ihre Früchte abgegeben und zum Theil auch ihr Laub eingebüßt. Ein scharfer Ostwind schlug die Zweige. Dunkel und Dämmerung warfen wechselnde Schatten auf den feuchten Rasen, wenn die Wolken vor dem Monde vorbeizogen, bald langsamer, bald schneller. Montenach freute sich des Wechselspiels zwischen seinem chaotischen Empfindungsgewirr und der Unruhe der Elemente. Da er zu früh gekommen war, so hatte er Zeit, sich mit der Natur zu besprechen. Es half ihm

nichts, seine Uhr so oft aus der Tasche zu reißen. Paulinen durfte er nicht eher erwarten, bis das helltönende Glöckchen der Wanduhr im Pfarrhause zwölfe schlug. Jezt warf er sich auf eine Rasenbank, zu deren beiden Seiten Pauline zwei Rosenstöcke gepflanzt hatte. Jezt sprang er auf, weil es ihn däuchte, er höre die Gartenthür sich bewegen.

„Endlich!“ — war sein erstes Wort, das er der Holden zurief, als sie mit dem Schlage Zwölfe, eingehüllt in einen blaßgrünen Pelzmantel, entgegen dem Winde, der Mantel und Kleid dicht an ihre schlanke Gestalt schmiegte, unter den Bäumen daher kam. „Endlich — wiederhohlte er, als er sie aus der langen Umarmung sanft los ließ — Endlich hab' ich dich wieder.“ —

Mit einer Heftigkeit, die Pauline nicht auf diese Art in ihm kannte, preßte er hastig und wild die Worte heraus. Sie sah ihn groß an. Die ganze Innigkeit ihrer Verwunderung leuchtete aus ihren Augen. — „Was ist dir, Lieber? Du kömmst mir ja so sonderbar vor, so fremd!“ —

„Meinst du?“ antwortete er bedeutend.

Sie sah ihm noch näher in's Gesicht. „Mein Gott! Was ist dieß? Montenach, was fehlt dir? So mag ich deine Augen nicht sehn.“ —

Sie hielt ihm schmeichelnd die Hand vor die Augen. Er nahm die Hand weg, und küßte sie mit Ungestüm. — „Was mir fehlt? Mir, wenn ich Dich habe? wenn ich dich höre, fühle, sehe? wenn ich weiß, daß du mein bist? Dann, Mädchen, sollte mir etwas fehlen?“ —

Er wollte sie an sich drücken, aber sie bog ihm aus. — „Ich verstehe dich diesen Abend nicht, Montenach. So sprachest du sonst nicht, auch dann nicht, wenn du dasselbe sagtest. Was soll das heißen: Wenn ich weiß, daß du mein bist? Weißt du denn das nicht immer?“ —

Er schwieg. Sie sprach sanfter: „Ich weiß, daß ich dein bin, auch wenn ich dich in vierzehn Tagen nicht sehe. Und du — “

Er fühlte die Pause. — „Meine, meine Pauline! Sei nur mein, wie ich dein bin! So wahr der Himmel — “

— „Kommen sie doch wieder, unterbrach sie ihn, diese Schwüre und Betheurungen, von denen ich dir schon einmal gesagt habe, daß mir ein einfaches Ja von dir mehr gilt, als sie alle? — Laß uns zur Sache kommen! Was fehlt dir? Du

bist unruhig. Du bist blaß. Du siehst mich wild an. Was fehlt dir?“ —

Er legte seine Hand auf ihre Schulter, und aus seinen Blicken schien seine ganze Seele sich auf sie niedersenken zu wollen. — „Mädchen, das ich ewig lieben werde! Wenn ich weiß, daß keine Ewigkeit deine Liebe mir entwenden kann, so kann mir nicht nur nichts fehlen; dann bin ich selbst kaum noch etwas und mein Leben ist nur eine Wiederhohlung des deinen. Aber wenn mir ein Geist, der wohl nicht mein Schuzengel seyn mag, den Spiegel der Möglichkeit dicht vor's Auge stellt, und mich einsehen läßt, daß ich dich doch verlieren könnte — könnte, sag' ich, nichts weiter — dann ist's als thäte sich die Erde vor mir auf und als sollt' ich in Flammen versinken.“ —

Bestürzt stand das unbefangene Naturkind da. — „Ich fürchte mich, dich weiter zu fragen. Wer es auch seyn mag, der dir Böses von mir gesagt hat; in meinem Gewissen hat er nicht gelesen.“ —

Sie zog ihr Schnupftuch hervor, und fing eine Thräne auf. Montenach küßte ihr Auge und drückte ihre rechte Hand auf sein Herz. „— Von Möglichkeit, von weiter nichts sprach ich, du liebe Unschuldige! Und daß mich die Möglichkeit so erschüttern kann, muß dir meine unendliche Liebe verbürgen. Aber deßwegen schwöre mir auch, eh diese schöne, warme Thräne kalt wird“ —

„— Schon wieder schwören? — fiel sie noch einmal ein. — Haben wir denn bis dahin leere Worte geplaudert? — Unterdeß, wenn du meinen Schwüren

mehr traueſt, als mir, ſo will ich dir ſchwören, was du willſt.“ —

Er beſann ſich. Ein Gedanke, der ihm in ſchwermüthigen Stunden ſchon einigemal gekommen war, fuhr ihm raſch durch den Sinn. Feierlich nahm er ihre beiden Hände. — „Meine Pauline! Jezt iſt wieder Liebe und Vertrauen in deiner Miene, ſo düſter du auch mich anblickſt. Du ſagteſt, ich ſähe wild aus? Komm! Seze dich zu mir auf dieſe Raſenbank, und höre mich ruhig an! Mein ganzes Herz hat dir ein Wort zu ſagen.“ —

Er zog ſie zu der Raſenbank. Sie folgte ſchüchtern. Er breitete ſein Schnupftuch über das feuchte Gras. Sie ſezte ſich zu ſeiner Seite. Seine Rechte mit der ihren auf ihr Knie gedrückt, bückte er ſich zu ihr hinüber. — „Was meinſt du, Pauline, wenn du den Fall als möglich dächteſt,

test, ich — versteh mich wohl, ich — würde dir untreu; wie wirkt dieser Gedanke auf dein Herz?“ —

Sie kam ganz in Bewegung. — „Hast du Ursache, mich darum zu fragen?“ —

Er antwortete in dem vorigen Ton. — „Allerdings, Liebe, eine sehr wichtige Ursache, wenn gleich — ich wiederhohle es — der Fall, wovon ich rede, noch unmöglicher wäre, als die Unmöglichkeit. Nur damit ich dir mein wahrhaftiges Gefühl nicht bemäntele, gesteh' ich dir, daß — wie soll ich's ausreden? — daß für die ganze Fülle meiner Liebe das Reich der Wirklichkeit itzt zu eng' ist. Ich bin so voll von dir, von dir allein, daß mein flüchtigster Gedanke dein Bild mit sich führt und es umherträgt in alle Sphären der Möglichkeit, wohin sich nur ein Gedanke verfliegen kann. So dachte ich dich noch heute mit

mir verschlungen im Genuß der unauflöslichen Vereinigung; und auf einmal — es war nur ein Gedankenspiel — auf einmal entdeckte ich von meiner Höhe hinunter den unermeßlichen Abgrund. — Pauline! Es riefen gräßliche Töne aus der Tiefe hinauf. Wenn unser Bündniß — riefen sie — wenn es getrennt würde durch deine Schuld — oder durch meine — "

Sie vermochte nicht, ihm weiter zuzuhören. — „Durch deine Schuld!" — rief sie — „Durch deine!" — und riß sich von der Rasenbank auf. — „O Gott! Gott! Woran dacht' ich denn? Jezt gehn mir die Augen auf. Jezt versteh ich dich." —

Er stürzte ihr nach. — „Du mißverstehst mich, Liebe. Was meinst du? Woran denkst du? Du kannst mich unmöglich schon errathen haben." —

„Errathen? — rief sie, halb stolz, halb verzweifelnd. — Errathen sollt' ich also, wie ein Kranker, dem der Arzt seinen Tod verheimlicht, errathen, daß du —

Sie stockte. Montenach lächelte ihr zu. — „Daß ich — was, Liebe?“ —

„Oh! Du willst also meinen ausdrücklichen Glückwunsch hören zu deiner Verbindung mit dem Fräulein von G**. Es ist wahr; sie ist ein Fräulein, und ich bin ein bürgerliches Mädchen. Der Geheime Rath soll viel gelten bei Hofe. Du kannst nun dein Glück besser abwarten.“ —

Länger hielt sie diese Sprache nicht aus. Ihre Thränen brachen brennend aus beiden Augen hervor. Montenach, der nun erst erfuhr, wohin ihre Empfindungen zielten, sank, sie umschlingend, vor ihr auf die Knie. — „Zum erstenmale, Pauline, knie ich vor einem Weibe, und schwöre dir bei dei-

ner Liebe, daß mir's auch nicht einmal im Traume eingefallen ist, eine Verbindung zwischen mir und der G*** für möglich zu halten."

Sie schien kaum seiner Betheurung zu trauen. Die feindselige Vermuthung war ihr zu plözlich auf's Herz gefallen, als daß sie sich sogleich hätte beruhigen können. Endlich brachte es Montenach dahin, sie zu bedeuten. Aber ihr Blut blieb im wallenden Feuer. Sie war außer sich; wie sie in dieser bedenklichen Stunde nicht hätte seyn müssen. Montenach zog sie auf die Rasenbank zurück.

„— Hast du's nun erfahren, meine unerfahrne Pauline, was das Herz ein schwaches Ding ist, wenn es Stand halten soll gegen alle Zweifel? Ein mißverstandnes Wort konnte dich glauben machen, nicht, ich könne dir untreu werden, nein!

ich sei es wirklich geworden. Und du bedürftest der Schwüre nicht? Du nicht des Stabes, ohne den ich nicht sicher zu wandeln mich getraue? Und nun laß uns den Fall umkehren. Wie? Wenn ich nun einmal von dir hörte, was ich izt nicht denken darf — bist du deiner selbst so sicher, daß kein Irrthum deiner Vernunft und kein Mechanismus verabredeter Bethörung dich gewiß nicht abwendig machen kann von deinem Getreuen?" —

Sie drückte seine Hand an ihren mitbetheurenden Busen. — „Kein Mensch, kein Engel, und Gott selbst nicht." —

Dankend umschlang er sie. — „Aber, Pauline, wenn du deiner selbst sicher bist, so lange du auf meine Liebe vertraust, wirst du es auch dann noch seyn, wenn du glauben mußt, ich habe den Bund schon zebrochen?" —

— „Kömmst du wieder darauf? Muß ich denn das jemals glauben?“ — Ihr Herz schlug von neuen den Schlag des Sturms.

Montenach bewegte sich nicht. — „Man muß, gute Pauline, seiner Ueberzeugung gehorchen. Dieß ist ein unvermeidliches Muß. Und die Ueberredung giebt sich nur zu oft für Ueberzeugung aus.“ —

Sie schien unwillig zu werden über die räthselnden Distinctionen. „ — Ich weiß nicht, was du eigentlich willst. Aber das weiß ich, daß mein Schwur mir heilig bleiben wird, auch wenn du den deinen brichst.“ —

„Das wüßtest du, Pauline? — antwortete Montenach im Ton eines liebreichen Lehrers — Bist du schon in dem Falle gewesen, wo kluge Gewissensrichter, vor denen du Ehrerbietung fühlst, dir b-

wiesen haben, bewiesen deiner Meinung nach, es sei deine Pflicht, mich aufzugeben, mich fahren zu lassen, mich zu vergessen? Unter die Hoheit der Pflicht muß sich die Liebe beugen, wenn jene mit dieser nicht eins ist. Du wunderst dich, daß ich es bin, der das dir sagt? Ja, meine Pauline. Ich wiederhohle es. Sie muß, die Liebe muß sich beugen unter die Pflicht, wenn beide nicht eins sind. Aber es giebt eine Kunst beide in Eins zu verwandeln, so daß kein Widerspruch unter ihnen denkbar bleibt, eine Kunst, die uns den Himmel aufschließt und nirgends erfunden seyn kann, als im Himmel. Die Liebe muß Pflicht werden; und das wird sie durch den Schwur der ewigen Treue. Es giebt also — das wollt' ich dir sagen — keine höhere Pflicht für dich, als die, mich ewig zu lieben. Aber, Pauline, wenn dir ein

Mann, auf dessen Vernunft, Einsicht und kaltes Blut du mehr bauen zu können glaubst, als auf meine glühenden Lehren, wenn dir dein Vater das Gegentheil beweisen sollte von dem, was ich dir beweise; wenn die Zeit — Sieh mich nicht so strafend an! Die Zeit hat Helden und Weise aus der Veste ihres Willens gelockt; und du bist ein Mädchen; — wenn also die Zeit ihre vernichtende Kraft auch an deinem Herzen erprobte, und die väterlichen Lehren keinen Widerspruch mehr fänden in deinem Busen — Werde nicht ungeduldig, liebe Treue! Ich muß mich nun einmal ausreden. — Da stehn wir wieder vor dem Thore der unerbittlichen Möglichkeit. Es ist möglich, daß wir getrennt werden, um uns nicht wiederzusehen als, wer weiß nach wie langer Zeit. Es ist möglich, daß diese Nacht — wie

wird dir, Pauline? — daß diese glückliche, heilige Nacht für unsre Umarmungen hier im Garten die lezte ist. Nur einmal braucht das Ungefähr einen Zeugen zu verstecken, wenn ich über die Mauer steige — nur einmal — und nun sieh hier vor dir deinen Vater, der uns überrascht hat! Sieh deine Mutter, die vor Scham und Schrecken in ihre Krankheit zurückfällt! Wie sie dich nun mit Vorwürfen betäuben und die ganze Last deiner Beschämung zurückwerfen auf mich! Wie sie auf dich einstürmen, Vater, Mutter, Rathgeber, Verwandte und Vertraute, und Alle nichts weiter wollen, als meinen Namen austilgen in dir! Du wirst eingesperrt. Du wirst bewacht. Ich kann dich nicht entführen. Ich kann deinen Vater nicht erweichen. Ich kann dir kein Zeichen geben, daß ich noch bin. Pauline! Pauline! —“

Er warf sich an ihre Brust. Ihre Besonnenheit war fortgeströmt von der brausenden Flut seiner Worte. — „Du hast mich unglücklich gemacht!“ lispelte sie weinend, und wand sich von ihm.

Er faßte das Wort. — „Unglücklich, das sind wir beide, wenn wir nicht so fest auf einander rechnen können, wie auf unsern Tod. Aber Liebe, die Muth hat, es mit dem Tode zu wagen, leuchtet sonnenhoch über alles Unglück. Nicht vom Aufopfern unsres eignen Lebens ist die Rede. Was bedeutet eignes Leben dem, der nur durch Liebe lebt und schon gestorben ist beim Verlust des Geliebten? Hunderte, Tausende vielleicht, sind dieses Weges aus der Welt gegangen und haben nichts Besondres gethan, weil sie in der Welt nichts mehr zu suchen hatten. Aber Pauline, die Liebe, die zwei Seelen unzertrennlich zu-

sammen einigt, die ewige Liebe, geht in ihren Ansprüchen weiter. Nicht wahr? Du hast ein Recht auf mein Leben?“ —

Sie staunte ihn an, irr' und ungewiß. — „Wie?“ —

Er erklärte sich rasch. „— Liebe ist ein Tausch fühlender Wesen. Durch deine Liebe, mein Mädchen, gehört mein Leben dir. Durch meine Liebe gehört mir das deine. Nicht?“ —

„Ja! Ja! — rief sie beklommen — Sage nur, was du eigentlich sagen willst. Ich sinke in Ohnmacht, wenn ich diese Spannung länger ertragen soll. Wohin willst du mich führen?“ —

Seine Augen glühten sie an. — „Hand in Hand an den Scheideweg der Seligkeit und der Verdammniß. Da wollen wir zum leztenmale uns Liebe um Liebe und Tod um Tod mit vereinigter Wonne ver-

bürgen. Willst du mir nachschwören, was ich dir sage?“ —

„Ja! Ja! Mach nur dieser Vorbereitung ein Ende, oder du siehst mich nicht länger lebendig!“ — Wirklich hätte auch ihre Zunge nicht mehr sagen können, wenn in ihrer Seele mehr Gedanken gewesen wären.

Montenach nahm ihre beiden Hände. — „Pauline, Liebe und Pflicht können unter uns nicht mehr mit verschiedenen Namen genannt werden. Darüber sind wir eins. Laß dich also von keiner thörichten Warnung eines vermeinten Gewissens erschrecken. Wer einen Bund, wie der unsre, vorsäzlich oder leichtsinnig bricht, verdient den Tod — muß den Tod von der Hand des aufgeopferten Geliebten als Gnade annehmen. Auch ist es nothwendig, daß das Auge in gefährlichen Stunden ein Ziel

habe, ein festes, unbewegliches, einziges Ziel, nach welchem es sich richte. Weg also mit den Schwüren auf's Gerathewohl, die einen leeren Kreis um uns ziehen und keine gerade Richtung bezeichnen! Weg mit Schwüren, die Empfindungen verheißen und keine That gebieten! Schwöre du mir, daß du mich tödten willst, wenn ich die Treue breche!" —

Sie konnte ihre Worte nicht mehr verbinden. — „Tödten? Morden? Ich dich?" —

„ — Morden nicht, sprach er herzhaft fort, aber tödten. Die Gerechtigkeit mordet nicht; und in unsrer Sache sind wir allein unsre Richter. — Du bedenkst dich dennoch? — Wohl. Der Mann muß dem Weibe vorgehen mit seinem Beispiele. So schwöre ich denn dir, frei wie ich bin, bei dem ewigen Vater der Liebe, daß ich

dich, wenn du die Treue brichst, tödten will, als hätte mir der Weltrichter sein Amt übertragen. Nun, Pauline? — "

Mit rollenden Augen wandte sie sich weg von ihm. — „Wenn du denn mich tödten kannst, so kann ich dich auch tödten!" — Ihre schwindende Kraft schien auf einmal wiederzukehren.

Montenach eilte. — „Daß du es kannst, wer zweifelt daran? Schwöre, daß du es willst! — Willst du?" —

„Ja!" rief sie entschlossen.

„Willst du mich, wenn ich die Treue breche, tödten mit Gift oder Dolch oder einem andern Werkzeug des Todes, so schwör' es mir, wie ich es dir geschworen habe, bei dem ewigen Vater der Liebe! Schwörst du's?" —

„Ja!" rief sie abermal; und Montenach preßte sich an sie.

„Jetzt, Mädchen, bist du mein Weib. Priestersegen ist Schellenklang gegen die Kraft unsres Eides. Weder Zufall noch Kunst, weder Argliſt noch Gewalt, kein Schrecken, kein Schmeicheln, selbst der Untergang deiner Liebe nicht, wenn der möglich wäre, kann mich von dir und dich von mir wieder vereinzeln. Mädchen! Mädchen! Ich bin so neugeboren! so wunderbar glücklich! Bist du's nicht auch!“ —

Er umspannte ihren Leib. Sie antwortete nicht. Er ließ sie los, und warf seinen rechten Arm um ihren Nacken. Sie ließ es geschehen, und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust. Ohne Wort und Laut saßen sie beide; und abgerißner wurden mit jeder Minute ihre Athemzüge, und ausgespannter ihre Herzen, und süßer jedes

Gefühl des Ausdrucks, und brennender jede Berührung. —

„Glücklich! glücklich wollen wir seyn!“ flüsterte Montenach.

„Glücklich bin ich, wenn du es bist!“ säuselte die Stimme Paulinens.

Das Zittern der Angst schwand über in wollüstige Bebung. Immer trüber wurde die Nacht vor den Blicken der Kosenden; immer weiterhin verlor sich von ihnen die Ferne. Sie sahen das Wanken der Bäume nicht mehr. Sie hörten das Sausen des Ostwinds nicht. Sie fühlten nicht die herbstliche Kälte. — Fromme Pauline! Spracheſt du darum so spät dein Ja? — Die Rasenbank wurde das Brautbett der armen Glücklichen. Und als sie wie aus einem tiefen Traum' in sich selbst wiederkehrten, hatte der Engel der Unschuld die Stätte geräumt in ihrem Bewußtseyn. —

Unter-

Unterdeß war ein Bauer, der, um Brennholz zu stehlen, in die benachbarte fürstliche Waldung sich schleichen wollte, Zeuge gewesen, wie Montenach eine Stunde zu früh über die Mauer stieg. Das Ding kam ihm bedenklich vor; doch unterließ er darum seinen Gang nicht. Aber als er nach Verlauf einer Stunde mit seiner Beute wiederkam, wurde er neugierig, zu wissen, ob der Mann, den er übersteigen sah, noch im Pfarrgarten sei und was er da treibe. Clerval stand, wie wir wissen, dießmal nicht Wache. Der Bauer lehnte sein Bündel an die Mauer, hub sich daran in die Höhe, entdeckte das vertraute Paar und machte sich forderſamst auf, die Neuigkeit an seine Frau zu berichten. Die Frau entglühte vor Eifer. Ohne Rücksicht auf Zeit und Stunde klopfte sie die Magd im Pfarrhause wach. Die Magd, welche Pau-

linen nicht besonders gewogen war, weckte den alten Pastor mit einer Hastigkeit, als wäre Feuer im Hause. Auch die halbkranke Frau, Paulinens Mutter, fuhr aus dem Bette auf. —

Aber wer erzählte gern mit historischer Ausführlichkeit den Fortgang solcher bitteren Störungen des schönsten Friedens? Glück genug für die verirrten und verlornen Beiden im Garten, daß sie nicht eher überrascht wurden, als bis sie schon Hand in Hand standen, um sich zu trennen. Sie waren also doch, wenn ja ihre Freuden ein Ende nehmen sollten, wenigstens nicht als Verbrecher entdeckt, und wenn das Gerücht hinzusezen konnte, was der Vater nicht sah, so konnte doch der Vater auf sein Gewissen dem Gerücht widersprechen. Aber Pauline war freilich nicht in der Verfassung, sogleich diese Bemerkung zu

machen. Sie sank, sobald sie die Stimme ihres Vaters hörte, mit einem schneidenden Schrei an ihren Montenach; und diesem stockte das Blut in allen Pulsen. — Es war nun geschehen, das Schlimmste, was geschehen konnte.

Wüthend fuhr der Alte auf den Räuber seiner häuslichen Ehre ein; und dieser wehrte sich nicht, und bewahrte nur, wie eine Löwinn ihr Junges, das Mädchen in seinen Armen. Unaufgehalten von dem eindringenden Vater trug er sie, ohnmächtig wie sie war, als sein Eigenthum und ohne ein Wort zu erwiedern auf die Schmähungen des Alten, durch den Garten in's Haus, fest des Sinnes, sie weiter zu tragen und, es folge daraus, was da wolle, nicht eher niederzulegen, als in seiner eignen Wohnung. Aber die Thür, welche auf die Straße führte, wurde ihm

gesperrt. Der alte Pastor stemmte sich davor mit dem ganzen Rest seiner Kräfte. Der Tumult im Hause nahm zu. Jammernd schlich die halbkranke Mutter die Treppe hinab. Die Knechte des Hauses kamen ihrem Herrn zu Hülfe. Kein Stürmen, kein Drohen, kein Ungestüm der Verzweiflung Montenachs konnte durchdringen durch diesen Widerstand. Denn wollte er seiner Hände Meister werden, so mußte er seine Ohnmächtige aus dem Arm fahren lassen, und eh' er diese von einer rauhen Hand berühren ließ, trug er sie lieber, wie ein Held, der dem Tode entgegen geht, selbst in das Zimmer des Pastors, wo er sie auf einem Stuhl niederlegte. Nicht eher wich er von ihrer Seite, bis sie die Augen wieder aufschlug und ihn selbst bat, sie zu verlassen. Jezt zog er sich zurück, obgleich mit dem donnernden Versprechen,

wiederzukommen, dennoch begleitet von Verwünschungen ohne Zahl und — was mehr, als dieß, sagen wollte — zerknirscht in seinem tiefsten Bewußtseyn.

Da stand er nun, der Unbesonnene, unter dem freien Himmel vor der Thüre, die hinter ihm verschlossen und verriegelt wurde, allein. Wie ein Betrunkener, der die Gegend umher nicht mehr kennt, starrte er jezt zur Rechten hin, jezt zur Linken, fragte sich Wo hinaus? und knirschte mit den Zähnen die Antwort. Blindlings rannte er endlich zu Clerval, und trieb diesen aus dem Schlafe.

Mit einer Strafpredigt empfing Freund Clerval, wie natürlich, den hülflosen Vertrauten. Denn warum hatte ihn dieser nicht um Rath gefragt, eh er zu Paulinen ging? Warum hatte er ihn nicht Wache

ſtehn laſſen, wie gewöhnlich? — So werden armſelige Gemüther beleidigt, wenn man ihre Helfersdienſte verſchmäht. — Montenach hörte alle Vorwürfe geduldig an, und hätte ſich noch härtere gefallen laſſen, nur, um vernünftigen Rath zu gewinnen. Aber welcher Rath, wenn es auch der vernünftigſte war, konnte ihm nüzen? Augenblickliche Löſung des Knotens verlangte er; und Pauline war eine Gefangne. Die Zeit abzuwarten, bis die möglichen Folgen der lezten Begebenheit im Garten Paulinens Vater vielleicht nöthigten, über die Verbindung, die er durch keinen Machtſpruch der väterlichen Gewalt aufheben konnte, freiwillig den Segen zu ſprechen, dieß allein blieb als die weiſeſte Auskunft übrig. Und woher ſollte die Bruſt voll Drang und Schmerz Geduld nehmen bis dahin?

Mehr, um sich Luft zu machen, als in der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs sezte Montenach mit Tagesanbruch einen langen Brief an den Pastor auf. Herzhaft sprach er zu ihm wie ein Mann, unterwürfig wie ein Sohn, drohend wie ein Liebender voller Verzweiflung. Der Brief wurde nicht einmal angenommen.

Was Bestechung, Ueberredung, List und Kühnheit vermag, wurde versucht, um Paulinen einige geheime Zeilen in die Hände zu spielen. Alles ohne Gewinn. Paulinen hielten Schloß und Riegel eingesperrt, und ihre Hüther verstanden den Dienst.

So erwürgend hatte das Schicksal den empfindlichen Montenach noch nie gefaßt. Nun konnte er nicht mehr, unbefangen in seinem Bewußtseyn, dem Unglück die freie Stirn bieten. Seine Kraft war erdrückt

von dem Gefühl seines Unrechts. Denn er hatte sich selbst nicht Wort gehalten. Paulinens Unschuld höher zu achten, als sein höchstes Glück, hatte er sich oft und heilig vermessen; und nun umsonst. Was nicht sein Verbrechen war, hatte er doch veranlaßt. Der zügellose Ruf spielte jezt auf das muthwilligste mit der Ehre des lange beneideten Mädchens. Was auch der Pastor von Amtsautorität und Beredsamkeit, was auch seine Frau sogar an die kleinen Nachbarleute von häuslichen Gaben aufwandte; nichts hemmte den Strom des bösen Gerüchts; denn die Frau des Bauersmannes, der das Geheimniß entdeckte, hatte einmal geplaudert. Montenach wagte kaum, sich öffentlich blicken zu lassen; denn man wies von weiten auf ihn. Und wenn er in seinen vier Wänden sich einschloß und im Erinnerungsgenuß Trost

und Kühlung zu suchen anfing, brach die Reue seinen Phantasien die Blüte ab. Lieber blickte er in das Dunkel vor sich hin. Der Ruhepunkt seiner Gedanken wurde von nun an der rasende Schwur, wozu er beredt genug gewesen war, das Mädchen seiner Liebe zu verleiten.

Und was fühlte und sann indessen dieß Mädchen? Wenig Tröstliches für Montenach; und noch weniger für sich selbst. Die Reue, die in ihrem Busen brannte, that unvermeidlich der Liebe mächtigen Abbruch. Sie war die Verführte. Montenachs Betragen war zu sehr außer der Regel, worauf sie sich verstand, als daß sie nicht hätte als möglich sollen gelten lassen, er könne doch wohl nur ein Verführer seyn. Hätte er seine Vertheidigung vor ihr anbringen können; welch ein Unterschied! Aber da sah sie ihren Vater, der sie ein

ehrvergeßnes Geschöpf nannte, ihre kranke Mutter, deren Thränen noch tiefer, als die väterliche Züchtigung, in sie drangen, und Rathgeberinnen, die sich's zum Geschäft machten, ihr Montenachs Bildniß von allen Seiten in's Häßliche zu mahlen. Einen Menschen, der ihrem Geliebten wohl wollte, sah sie nicht. Immer blieb er zwar der Geliebte. Immer leitete sie die Vorwürfe ihrer Eltern von ihm auf sich selbst, so oft er laut genannt wurde. Aber in der Verborgenheit ihres Herzens, wie sollte sie da den Schwur, den er ihr doch eigentlich abgestürmt und abgedrungen hatte, mit den Gesezen der Vernunft und Menschlichkeit reimen? Wohl hüthete sie sich, dieses Schwures zu erwähnen. Desto wärmer aber brütete darüber die stille Erinnerung. Folgte nicht unmittelbar auf den Schwur dasjenige, was Flammen in

ihr Gesicht trieb, wenn sie es dachte? Und wenn sie weiter dachte, daß ihr Vergehen sichtbar werden könne, und wenn sie dazu erwog, daß ihr Vater ernstlich versichert hatte, er wolle sie lieber wie eine gemeine Sünderinn mitten in der Kirche knien, als an der Hand ihres Verführers vor den Altar treten sehen, dann wurde ihr selbst das Einzige, was ihr blieb, ihre Liebe, die für Alles, nur für verlorne Ehre nicht Ersaz seyn konnte, abscheulich.

Wer unter allen mithandelnden Personen am wenigsten das Ansehen hatte, die Fäden des hart verwickelten Knotens auseinander ziehen zu können, unternahm den ersten Versuch. Dieß war die alte Pastorinn. Sie sann und sann so lange, bis sie auf den Einfall kam, den sogenannten Freund Montenachs, den dienstbeflissenen Clerval, zum Instrumente der Weisheit

zu machen, um eine Verbindung, die doch ihrer festen Meinung nach auf keinerlei Weise glücklich ausschlagen konnte, zu trennen.

Clerval war, als er die geheime Einladung von der alten Pastorinn erhielt, kurz zuvor bei Gelegenheit eines Wortwechsels, wobei er den Weisen machte, von Montenach durch einige Kernsprüche zu Boden geschlagen und seinem Bedünken nach bitter beleidigt worden. Es gährten giftige Säfte in seiner Brust. Doch aber wollte er, wie er sich selbst bewies, nichts als das Rathsamste. Eben dieß wollte vermuthlich die alte Pastorinn. Warum sollte er nicht eine geheime Unterredung mit ihr pflegen zum Besten eines Paars, das doch, Alles wohl erwogen, vielleicht nicht zusammenpaßte? So bewies er sich, daß er gar nicht nöthig habe, etwas an

Montenach mitzutheilen, was dieſem, wie er meinte, vielleicht mehr Schaden, als wahren Nuzen bringen würde, wenn er es erführe. Ganz heimlich und ohne Wiſſen Montenachs ſchlich er zur geſezten Stunde in's Pfarrhaus.

„Welch ein unvergleichlicher junger Mann iſt dieſer Herr von Clerval!“ ſprach zu ſich ſelbſt die gute alte Paſtorinn. Sie hatte ſich mit vielem Kopfbrechen vorbereitet, auf Gegenreden etwas Gründliches zu erwiedern. Wie freute ſie ſich, aller Demonſtration entbehren zu können! Clerval fand ihre einfachen Gründe ſo einleuchtend, daß er, ſtatt etwas dagegen zu erinnern, ſich gedrungen fühlte, ſie noch mit neuen zu unterſtüzen. Es war Schwäche, geſtand er ſich izt, mit einem verirrten Freunde in den Tag hinein zu irren. Ihn auch wider Willen auf die rechte Straße

zurück zu leiten, wäre schon längst Pflicht gewesen, meinte er. Mißheirathen wären der Regel nach unglückliche Heirathen; und nach der Wahrscheinlichkeit oder dem, was der Regel nach zu geschehen pflegt, müsse doch ein verständiger Mann sein Betragen abmessen, meinte er. Und was war der nicht fähig zu thun, der dieß Alles so auf einmal und unter solchen Verhältnissen meinte? —

Die Intrigue zur Erreichung des vermeintlichen Besten ging nun einen leichten Gang. Pauline wurde von ihrer Mutter überredet, ihren Montenach in einem Billet zu ersuchen, daß er doch, auf einige Monate etwa, Urlaub uehmen, sich aus der Gegend entfernen, und etwa zu Verwandten reisen möchte, weil dieß das einzige Mittel sei, ihr Freiheit zu verschaffen und ihres Vaters Zorn nach und nach einzu-

schläfern. Der erste kühlende Tropfen auf Montenachs in sich selbst verglühendes Herz war dieß Billet. Clerval, der ihn damit überraschte, stand wie ein Engel in der Glorie der unermüdeten Freundschaft vor ihm. In einer Antwort, die Clerval zu besorgen übernahm, ergoß der verrathene Montenach mit der Bereitwilligkeit, jedem Befehle Paulinens zu gehorchen, den ganzen Strom seiner Liebe, seiner Schmerzen und seiner Treue. O hätte Pauline diese Antwort erhalten! Aber Clerval bestellte sie an die Pastorinn. Diese brach den Brief auf, las ihn und verschloß ihn vorsichtig in ihr Schränkchen.

„Und er geht, ohne mir zu antworten?“ — fragte Pauline voll Wehmuth.

„Ich glaube, es ist ihm gar recht, daß er mit guter Art gehn kann;“ sagte die Mutter.

„Wenn er bei seinen Verwandten angekommen ist, schreibt er gewiß desto ausführlicher!“ dachte Pauline.

Schon aus einem Städtchen, wo Montenach, nachdem er abgereiset war, die erste Nacht zubrachte, schrieb er wieder. Clerval, der Mittelsmann, trug auch diesen Brief an die Pastorinn. Die brach ihn auf, las ihn und verschloß ihn in ihr Schränkchen. Dasselbe widerfuhr allen noch folgenden Briefen.

„Kind, sagte nun die Mutter, wenn Montenach gute Absichten auf dich gehabt hätte, so ließe er izt gewiß wenigstens ein Wort von sich hören.“ —

Als hätte es eine Wette gegolten, wer sich am besten darauf verstände, den Glauben an Treue in zwei verbündeten Herzen abzutödten, besorgte Clerval sein Geschäft bei-

bei Montenach, wie die Pastorinn das ihrige bei ihrer Tochter.

Doch wer mag alle Krümmungen des Diebesgangs der Intrigue nachgehn? Das vermeintliche allgemeine Beste wurde erreicht. Pauline fing an den Mann ihrer Liebe, nachdem sie fast ein halbes Jahr lang nichts von ihm gesehn, und nur das gehört hatte, was sie hören sollte, nach und nach auch für das zu halten, wofür sie ihn halten sollte; und Montenach, den der übermächtige Schmerz dicht an die Gränzen des Wahnsinns führte, erwartete nur von Paulinens Meineide den lezten, unwidersprechlichen Beweis, um sie und sich in Eine Tiefe zu stürzen.

Schon seit einiger Zeit hatte der junge Amtmannssohn, der zu Montenachs erster Trennung von Paulinen das Seine beizutragen wußte, nachher aber sich zurück-

ziehn zu wollen schien, seine Besuche im Pfarrhause erneuert. Es fügte sich, daß er seinem Vater als wirklicher Amtmann adjungirt wurde. Er konnte nun ohne Säumen einem Mädchen, das er sich zur Gattinn wünschte, seine Hand antragen. Paulinens Reize mit dem einen Auge anblickend und ihr Geld mit dem andern, gab er sich den Schwung, allem Gerücht und Gerede zu trotzen. Er warb um sie, feierlich und förmlich, bei ihren Eltern, und erhielt von diesen ihr vollwichtiges Ja.

Als Paulinen kund gethan wurde, daß man sie kurz und gut veräußert hatte, da erst fühlte sie wieder, daß Montenach in ihrem Herzen noch lebte. Die Furcht vor der empfindlichsten aller Beschämungen, deren Vorstellung ihren Unwillen gegen den Urheber ihres Verderbens fast bis zum Hasse trieb, war vorüber. Die Zeit war

Bürge geworden, daß die Nacht des Unglücks kein sichtbares Band zwischen den beiden Verirrten geknüpft hatte. Jezt trat also der stille Kummer in sein volles Recht ein. Pauline fühlte sich als die Verlassene; und wenn so ein Gefühl zur Rache verführen kann, so belebt es vorher noch einmal mit nagender Innigkeit das Bild des verlornen Geliebten. Dem jungen Amtmann gelang es, Paulinen in gewissen Stunden nicht zu mißfallen. Das war aber auch das Höchste, was ihm gelingen konnte. Auf ihr entscheidendes Ja drangen seine Bitten so vergebens, als die Drohungen des Vaters und die Ermahnungen der Mutter. Und diese ganze Weigerung quoll unverfälscht aus den Tiefen der Liebe. An Erfüllung des unsinnigen Schwurs dachte das gute Mädchen um so weniger, da sie, wenn sie sich ihrer Schwer-

muth ohne Vorwurf überlassen wollte, nicht daran denken durfte. Denn sie hatte sich — und wie konnte sie anders? — überredet, Montenach habe mit den Vorkehrungen des Schreckens nichts weiter gewollt, als sie hineinziehen in die Verwilderung seiner Leidenschaft. So oft sie dieß von ihm dachte, konnte sie ihn nicht lieben; und lieben wollte sie ihn.

So that es denn Noth, daß die Intrigue einen lezten Schritt wagte, wenn sie ihr Spiel gewinnen wollte.

Die alte Pastorinn nahm die Miene an, als wollte sie sich zu ihrer Tochter neigen. Pauline, der die Kunst, Schlangen mit Blumen zu bedecken, so fremd war, daß sie auch ihrem Feinde keine Verrätherei zugetrauet hätte, bequemte sich, den mütterlichen Vorstellungen zu Folge, noch einmal an Montenach einen Brief zu schrei-

ben, der alle Zweifel lösen, allen ferneren Sorgen ein zuverlässiges Ende machen sollte. Sie meldete ihm, und zwar, um sich selbst nichts zu vergeben, dürr und kalt, ihre Eltern verlangten von ihr als einer gehorsamen Tochter, sie solle dem jungen Amtmann ihre Hand geben. Sie fragte ihn, was er ihr zu thun riethe. —

Clerval, der Mittelsmann, nahm keinen Anstand, zum Besten des Ganzen, wie er sich sagte, den lezten Bliz auf den schon niedergeschmetterten Montenach zu schleudern. Er reisete selbst zu ihm mit Paulinens Briefe. Er übergab den Brief, und nun erst, nun, da er die fürchterliche Wirkung auf dem Gesichte des Unglücklichen mit dummdreisten Blicken ermaß, fing das Licht seiner schönen Thaten an ihm zu leuchten. Wirklich fühlte er sich im Be-

griffe, die ganze Verrätherei zu bekennen. Aber in demselben Augenblick, wo er sich als Sünder darstellen wollte, bemerkte er an der Wand zwei Pistolen. Nicht ohne Grund befürchtete er, eh er dem Bekenntniß seine Schuzrede beifügen konnte, auf der Stelle niedergeschossen zu werden von dem Verrathenen, der seine Augen hin und her rollte, als wollte er die ganze Natur vernichten. Aus solcher Gefahr sich mit Ehren zu ziehen, vermag kein Clerval. Dafür kehrte er zur Ueberlegung des Besten zurück und nahm sich in der Angst vor, wenn er sein Geschäft mit Montenach so weit geendigt habe, ihn zu einer Reise nach B** zu bewegen, um dort mit ihm sich durch die Winterlustbarkeiten zu zerstreuen, wozu er ihm großmüthig die Kosten vorschießen wollte. So mit sich selbst wieder versöhnt, spielte er seine Rolle

aus. Es fehlte noch ein Stück an der Urkundensammlung, welche die Pastorinn in ihrem Schränkchen verwahrte, und dieses Stück mußte begleitet werden von einem andern, das Paulinen zugestellt werden konnte. Hierauf war die Katastrophe berechnet. Auf Clervals Rath schrieb also Montenach der Antworten zwei, eine, die er nur unter Clervals Direction zu Stande bringen konnte; denn sie war kälter noch, als der gezwungene Brief, auf welchen sie galt; und eine andre, worin sein ganzes zerschlagenes Herz sprach. Jene wollte Cleval, seinem Vorgeben nach, gebrauchen, um Paulinens Rest von Liebe darauf zu probiren, und wenn er finde, daß dieß gelungen sei, dann erst die zweite übergeben. So schrieb Montenach, ohne es zu wissen, sein Todesurtheil eigenhändig. Die erste seiner beiden Antworten wurde Pau-

linen richtig zugestellt. Die andre wanderte zu den übrigen in das Schränkchen.

„ — Siehst du nun, daß ich Recht hatte!“ rief die alte Pastorinn ihrer Tochter zu.

Pauline saß versunken in dumpfer Betäubung. Noch einmal von Vater und Mutter gemeinschaftlich bestürmt, gab sie dem jungen Amtmanne mit erblassenden Lippen ihr lange verweigertes Ja. Allem Leide entsprungen zu seyn, träumten die beruhigten Alten.

Und was that Clerval? Ungewiß, ob er ein Weiser oder ein Schurke sei, eilte er förderſamst den zu Grunde gerichteten Montenach zur Reise nach B** zu überreden und ihm das nöthige Geld anzubieten. Und als ihn Montenach, der keinen Menschen mehr sehen wollte, mit allen seinen Ueberredungen und Anerbietungen

wegstieß, überfiel ihn eine solche Gewissensangst, daß er nirgends eine bleibende Stelle mehr fand. Wie sollte er sich aus so einem ärgerlichen Handel ziehen? Sich selbst war er doch der Nächste! Also er nahm eiligst Urlaub, packte auf, und reisete auf seine eigene Hand nach B** zu den Winterlustbarkeiten.

Montenach war nun mit seinem Wahnsinn allein. Er entwich seinen Verwandten, die ihn in diesem Zustande, dessen Ursache ihnen nur halb bekannt war, nicht sich selbst überlassen wollten. Zu Fuße kam er mit seinem Bedienten wieder in seiner alten Wohnung nicht weit vom Pfarrhause an. Aber niemand sah ihn nachher. Er schloß sich den Tag über in sein Zimmer ein. Nur des Nachts ging er spazieren auf den beschneiten Feldern. Tief und langsam wühlte in ihm die Ver-

zweiflung; denn seine Kräfte waren erschöpft. Keine Flamme des Ungestüms wallte aus seinem Herzen mehr auf. Tod! Tod! war sein einziger übriger Wunsch; aber kein rascher, jäher, rettender Tod. Er gefiel sich im Amt eines Würge-Engels, wozu er sich selbst berief. Was er geschworen hatte, wollte er halten.

Vorbilder der hochzeitlichen Fröhlichkeit belebten indessen das Pfarrhaus. Aber Paulinen wurde wehmüthiger um's Herz, je näher der Tag kam, zu welchem ihr nur der Unverstand Glück wünschen konnte. Sie mochte ihr Brautkleid nicht sehen. Und als ihr der Myrtenkranz, der Schmuck der Jungfräulichkeit, gebracht wurde, befahl sie, ihn fortzutragen bis zur rechten Zeit, mit einer Heftigkeit, die niemand verstehen konnte, als sie selbst.

Endlich am Hochzeitsmorgen entdeckte sie auch ihrem Vater, als geistlichem Helfer, den Schwur, den sie mit Montenach gewechselt hatte. Schaudernd schlug der Alte seine Hände zusammen. Aber daß Montenach Wort halten würde, befürchtete er um so weniger, da er ihn selbst für den ersten Bundbrüchigen hielt. Desto kräftiger bewies er seiner Tochter, daß der Gegenschwur, den sie geleistet hatte, eben so nichtig als gottlos, und der Mann, der ihn ihr abdringen konnte, schon deßwegen ein Böswicht sei.

Die Copulations-Ceremonie ging auf Verlangen des alten Pastors, der einen häuslichen Altar nicht für heilig genug erkannte, in der Kirche vor sich. Montenach, der sich davon durch seinen Bedienten hinlänglich unterrichtet hatte, mischte sich, als Bauer verkleidet, unter die Zuschauer,

und drängte sich dicht an den Altar. Niemand bemerkte ihn. Auch war er nicht gekommen, das Heiligthum des Glaubens, den auch er bekannte, mit Blut zu besudeln. Er wollte nur Paulinen noch einmal im vollen Licht ihrer Herrlichkeit sehen, und ihr Ja, das sie zum Weibe eines Andern machte, mit eignen Ohren vernehmen. Fast glaubte er ein Wunder zu erleben, da, ähnlicher einer Klosternovizinn, als einer Braut, Pauline blaß und mit niedergeschlagenen Augen am Arme ihres triumphirenden Verlobten wie zum Tode daher schritt. Aber sie sprach das unwiederrufliche Ja; und Montenach, so fest er sich auch vorgenommen hatte, sich nicht zu verrathen, blieb seiner nicht Meister. „Bravo!“ rief er, die feierliche Stille der Zuschauer durchdonnernd, rasch auf Paulinens Ja, und stürzte wie ein

Rasender fort durch den Haufen. Der Tumult folgte ihm nach. Aber er entwischte, ohne erkannt worden zu seyn, in seine Wohnung. Der alte Pastor hatte kaum noch Zeit, eiligst die Ringe zu wechseln und die ganze Ceremonie für beschlossen gelten zu lassen; denn Pauline hatte Montenachs Stimme erkannt und war halb ohnmächtig auf den Knien zusammengesunken. Sie wurde aus der Kirche mehr getragen, als geführt.

Aber Montenach warf sich, sobald er die Thür hinter sich verschlossen hatte, in seinen Zügen einem Gespenste gleich, vom Krampf der Verzweiflung durch alle Glieder geschüttelt, auf den Boden nieder. Es war ihm — denn er hatte die Geliebte wiedergesehn! — als ob er wieder weinen könnte. Wie aufgelöst, wie vernichtet lag er. Und als er sich endlich auf-

raffte, sprach er dumpf und kalt zu sich selbst:

„Nun ist sie sein. Sein? Wer ist denn Er, dessen sie seyn kann? Nur ich habe das Mädchen meiner Liebe mit Sinn und Seele einzig geliebt. Sie ist nur meine Pauline. — Oder gilt der unfruchtbare Segen eines gefühllosen Vaters und Priesters — gilt der auch etwas? — Und das leise Ja ihrer Stimme! — und ihres Herzens! — — Ihres Herzens? Dieß Herz von Schilf und Rohr weiß von keinem Ja, und beugt sich nur vor dem Winde des Zwangs und der Lehren. — Aber wenn es doch nicht ganz von Schilf und Rohr wäre, dieß weiche Herz? — Sie hat Kummer gefühlt. Ihr irrendes Auge, ihre Krankenblässe betheuerten das. Warum hat man mir davon nichts gesagt? Warum ist Clerval

von mir gewichen wie ein Flüchtling? — Welt! Welt! Wo ist Sicherheit in dir? Du bist eine Höhle voll Nacht und Verrath. Wahrheit und Gewißheit und Treue sind Gespennster, die an Abgründen gaukeln. — Rund um mich seh ich nichts, nichts, als die nackte Scheidewand zwischen Leben und Tod. Kein Freund, keine Geliebte — keine Seele für meine Seele! — Als hätte mich die Natur geschaffen nicht, nur verloren, bin ich in's Daseyn gefallen. Erhoben durch meine Geburt über die größere Menschenzahl, damit ich ein Sklave würde von meines Gleichen; fähig vor hundert Andern zu fühlen und zu erkennen was schön und trefflich ist, damit jeder Dorn am Rosenstrauche, der für mich keine Rosen hat, tiefer in meine Nerven sich ritze; dennoch genügsam in meinem Schmerz, bedürfend

unter dem unendlichen Ueberfluß der Natur nur eine einzige Gabe, nur Liebe, und auch diese nicht wie ein Bettler, sondern nur für den Tausch ewiger Gegenliebe bedürfend; und dieses, damit ich nun, nun, da mir endlich der große Tausch gelungen seyn sollte, verspottet übrig bliebe und einen Andern wühlen sähe in meinen Schätzen? So bin ich also, eine Ausnahme von allen Regeln des Glücks, mit dem Leben belastet, und soll mich krümmen unter meiner Last nach der Regel? — Recht? Unrecht? — Wo die gerechteste aller Klagen kein Ohr findet, da ist Unrecht ein Schall ohne Bedeutung. Rettung, die such' ich, die bedarf ich, die will ich mir schaffen. Ich danke dir, guter Geist, der du sonst wenig Sorge für mich getragen hast und dich auch nicht lange mehr mit mir bemühn sollst, ich danke dir dafür,

dafür, daß du mir Kraft gabest, der Bundbrüchigen muthig den Tod zu versichern! Ich danke dir zum leztenmale für die heilige Nacht, wo Pauline mein Weib wurde unter der Decke des Himmels! O! Diese Nacht! Als das holde Schlachtopfer noch nicht so nah seinem Ende sich wähnte; als mein Arm um sie gewunden, ihr Kopf an meiner Brust lag, und die Wollusttropfen ihres Auges für mich entquollen, und ihr ermattendes Herz an dem meinen sich stärkte — Allmächtiger! und nun nur wenige Stunden noch, dann soll mit dem ausgelöschten Licht in der Brautkammer der lezte Rest meines Anspruchs erlöschen? Soll es? — Und läse mir ein Engel die Gesezztafeln des Höchsten ab; ich höre sie nicht; ich verstehe sie nicht. Retten will ich mein Eigenthum. Pauline ist mein, das versteh' ich; mein, weil ich sie

mir erworben habe; mein, durch den ganzen Aufwand meiner Liebe und meines Lebens; mein, weil sie durch meine Hand zu sterben verdient. Und sie soll sterben.“ —

So kettete der Wahnsinn in der Seele des unglücklichen Montenach Gedanken an Gedanken, Gefühl an Gefühl. Er eilte, seine That auszuführen auf die Art, wozu er schon die Anstalten getroffen hatte.

Zwölf Bauerkinder, Knaben und Mädchen, ließ er festlich schmücken in einem benachbarten Dorfe, wohin er sich jetzt begab, und gab ihnen den nöthigen Unterricht, wie sie es machen sollten, der Braut, zu der er, als Bauer verkleidet, sie führen wollte, ihre kleinen Opfer, Kränze von Myrten und vergoldetem Buchsbaum mit schwarzen Bändern umbunden, zu überreichen.

Es war um die Dämmerungszeit, als die kleine glückwünschende Schar unter Montenachs Anführung vor dem Pfarrhause ankam. Pauline, seit dem Schrecken, der die Trauungsceremonie störte, von ängstenden Gedanken gepreßt, stand an einem Fenster des großen Zimmers, wo man versammelt war, und achtete weder auf das Gesumme um sie her, noch auf die Liebkosungen ihres Anvermählten, den sie jezt, wäre Rückkehr möglich gewesen, vielleicht von sich gestoßen haben würde. Nie konnte ihr eine unschuldige Rührung gelegener kommen. Sie hörte auch nicht sobald, daß ein Trupp festlicher Bauerkinder aus dem benachbarten Dorfe gekommen sei, der Mamsell Braut eine Ehre zu erweisen, als sie hinaussprang, wie ein Kind zum Christgeschenke.

Die Knaben und Mädchen brachten ih-

ren Spruch an, wie sie unterrichtet worden waren, und überreichten glückwünschend ihre Kränze.

„ — Aber diese Bänder, lieben Kinder, was bedeuten die? Das sind ja schwarze Bänder!“ — Pauline seufzte, als sie gefragt hatte. Die Kinder antworteten nicht.

„ — Wo ist denn, fragte Pauline weiter, euer Anführer? Man hat mir gesagt, es sei ein ältlicher Mann.“ —

Die Kinder antworteten, wie ihnen befohlen war, der Mann habe der Mamsell Braut etwas ganz allein zu sagen, wenn sie zu ihm vor die Thür kommen wolle; denn er käme nicht zu ihr.

Alle Anwesenden lachten, und Pauline lachte mit. Neugierig auf das Ende des vermeinten Scherzes ging sie hinaus, wo Montenach mit verschränkten Armen stumm

und unbeweglich stand. Sie winkte ihrem Anvermählten, der sie begleitet hatte, in der Thüre stehen zu bleiben, und schlüpfte dem Verderber zu.

Hastig nahm er ihre Hand. „— Kennst du mich noch, Pauline?“ —

Jezt erst sah sie ihm durch die Dämmerung näher in's Gesicht. Sie wollte aufschreien; aber drückendes Entsezen nahm ihr die Stimme. Stammelnd preßte sie, daß die Zuschauer es hörten, die Worte hervor: „Ein andermal, guter Freund!“ und wollte sich los reißen. Aber Montenach hielt sie mit der Linken, während seine Rechte in die Tasche seines häuriſchen Kleides fuhr.

— „Pauline, flüsterte er, ich bin nicht gekommen, mit dir zu hadern. Höre nur zwei Worte! Ich liebe dich noch und werde dich durch alle Welten lieben, wie

ich dir's geschworen habe. Aber ich habe dir noch etwas geschworen. Besinnst du dich darauf?" —

Sie schrie laut auf: „Herr Jesus!"

„— Der sei mit dir!" knüpfte Montenach rasch an; und die Kugel seiner Pistole fuhr in ihren Busen.

Indem der Schuß fiel, stürzten mit schmetterndem Jammergeschrei Bräutigam und Vater und Mutter und das ganze Getümmel von Gästen und Zuschauern heraus. Pauline blieb todt. Montenach gab sich selbst als Mörder an und litt zwei Monate darauf, ohne der Reue Gehör gegeben zu haben, standhaft seine Strafe.

Pilgrimsgedanken.

Pilgrimsgedanken.

I.

Am Quell.

Wenn du die Lethe wärest, heller Bach,
Der freundlich mit des Mooses Fäden spielt;
Wenn diese Handvoll deines Wassers mir
Des Herzens Durst für nun und immer löschte;
Wie? Würd' ich dann wohl schöpfen, wie ich schöpfe?
Erinnerung, die immer frische Frucht
Der bald gewelkten Blume Gegenwart
Um einen Trunk des Friedens hinzugeben,

Wer möchte das? Und doch — wer möcht' es nicht,
Wenn nach dem Trunk ein neues Sonnenlicht
Dein ganzes Seyn mit Maienstrahlen hellte?
Der Schnitter, dem der Erntetag genügt,
Berechnet die verlornen Körner nicht.
Erinnerung bedarf der Sterbliche,
Solang' er mehr bedarf, als je empfängt.
Das nun und immer trachtende Gemüth
Erweitert träumend seinen engen Kreis,
Des Inhalts wahrem Mangel abzuhelfen.
Doch wenn Gefühl des Gebens und Genießens,
Wie Wellenspiel den leicht bewegten See,
Den ganzen Umfang unsers Lebens füllte;
Wer wünschte mehr zu haben, als er hat?
Und deine künstliche Gedankenveste,
Regsamer Geist, ist gar ein enger Raum.

Vergessenheit! Vergessenheit! Du führst
Den Schlüssel zu dem goldnen Thor der Freude;
Denn der nur lebt, wer, daß er lebt, vergißt.
Wie? Oder übergiebt uns Alle nicht
Ein Augenblick dem andern, bis der lezte
Im Grabe seine Beute niederlegt?
Das wäre Leben, so mit jedem Schritte
Dem Tode wissentlich entgegen gehn?
Bedenk' es! Wissentlich! Und es ist aus,
Auch wenn du hofft, auf einem bessern Sterne
Dich wieder zu erkennen, es ist aus
Mit deinen lebensfröhlichen Gefühlen.
Bedenk' es! und zum Grabgeläute wird
Dir, Horcher, jeder Viertelstundenschlag.
Wenn dann vom Rosenhorizonte sich
Das neugeborne Licht des Tages hebt,

So wird dein Auge schon das Dunkel suchen,
Das in des Abends Schooß verborgen liegt.
Dann werden nicht die Stunden leise sich
Vorbei vor deinem Ruhelager stehlen.
Den Untergang des Athmenden berechnen,
Das wäre dein unseliger Beruf.
Und wer bedenkt im Lebensgange das?
Wer anders, als der Grübler und der Kranke?
Das Leben ist ein Ganzes. Wer es so
Als Ganzes faßt, der mißt an's Ende hin.
Nicht so der Mensch im freien Lebensschwung.
Ihm bildet auf der Freude tausend Inseln
Die Phantasie ein tausendfaches Seyn.
Nur wenig Schritte blicken wir zurück;
Nur wenig vor uns hin, und nie an's Ende.
Und dafür habe Dank, Vergessenheit!
Du scheinst des Lebens Faden zu zerreißen,

Und spinnst ihn an, wohin das Auge sieht.
Du sorgst dafür, daß nichts im Busen wurzle,
Was minder uns am Herzen liegt. Es drückt
Das Wichtige durch seine Schwere nur
Sich fest in uns. Die leichtern Stoffe haucht
Der Athem der Vergessenheit vorüber.
So schwindet des Zusammenhangs Gefühl;
So schwindet das Gefühl des Untergangs.
Mit jedem Tage wohnt sich unser Geist
In seine häusliche Bedingung ein.
Der Jüngling überträumt des Grabes Nähe.
Des Mannes Auge übersieht sie weit.
Dem Greise fällt es vollends gar nicht ein,
Den Gast, der nun so lange schon nicht kam,
Am späten Abendtische zu erwarten.

II.

Im Walde.

Vor tausend Jahren, wie gar anders lag
Das weitgestreckte Waldgefild' umher!
Auf diesem breiten Steine saß vielleicht
Ein derber Sohn vom freien Sachsenstamme,
Und rieb die Stirn, und wog sein Schwert, und lachte
Der Drohung des gestrengen Franken Karl.

Was streckst du deinen Fittich, Phantasie?
Was schwebst du gern und fröhlich über Zeiten
Des starren Sinnes und der rauhen Kraft?
In diesen Zeiten, faßte jemand schon

Des Berg- und Thal- und Waldrevieres Schöne
Im hellen Harmonienspiegel auf?
Da hüllte nicht die blaue Nebeldecke,
Die auf dem weiten Hintergrunde liegt,
Des Sehers Seele sympathetisch ein.
Das Wellenwölkchen, das so zart und leise
Daher am hohen Himmelsdome schwebt
Erweckte des Betrachters Freuden nicht. —

Gewiß nicht? Weißt du's? Maßest du die Tiefen
Des regellosen Menschensinnes aus?
In welcher Brust erhub sich denn das Trachten
Nach schöner, menschlicher Verbrüderung?
Wo sprang zuerst der leuchtende Gedanke
Von Sitt' und Recht aus des Gemüthes Nacht?
Und wenn des freien Feldgesanges Fluth

Hinwogend an die Felsentannen rauschte,
Erwachten da des Hörers Freuden nicht? —

Säuselt aus der Wolke grauen Falten,
Säuselt nieder, schattende Gestalten!
Seid gegrüßt in eurem Todtenflor!
Wie die Ferne spät im Dämmerlichte
Schwebe mir die trauliche Geschichte
Von der Erde Kinderjahren vor.
Damals, als man nicht nach Weisheit haschte,
Als den Geist sein Denken überraschte,
Als des Herzens Triebwerk schneller ging,
Damals, als am glücklichen Erfinder
Volk und Völkchen wie ein Haufe Kinder
An des guten Vaters Knieen hing;
Damals war so manche Blume wichtig,
Die der Fuß der Unnatur zertritt!
Jeder Wackre war zum Helfen tüchtig;
Jeder half und that das Seine mit.

Aber

Aber wir, die auf der Höhe wohnen,
Die fürwahr! nicht unser Fuß erstieg,
Spotten wie aus Götterregionen
Nieder auf der Vorwelt schweren Sieg?
Was sind doch die meisten Menschenhöhen?
Schaugerüste für des Gauklers Kunst.
Zeigt dem Volke himmelblauen Dunst;
Und es schwört, den Himmel selbst zu sehen.

III.

Am Wege.

Der Mittelweg, das wäre denn der rechte,
Der goldne Weg? Der führte hin zum Thale
Der Fröhlichen, wovon geschrieben steht? —
O frag nicht solche Fragen! Trägst denn du,
Du, Frager, nicht des Lebens Mittelpunkt
Umher mit dir in deiner eignen Brust?
Wo nicht die Blume meines Herzens blüht,
Da frommen mir nicht Myrten und nicht Rosen,
Da frommt mir Tempe's Hain und Himmel nicht.
Was Menschenweisheit in die Mitte stellt,

Ist allzuoft nur schlimmer, als das Schlechte.
Drum suche nichts, als was mit deinem Sinn
Und deinem Wollen sanft zusammenklingt.
Harmonisch, wie der Welten Kreisesschwung,
Harmonisch sei dein Thun und dein Genießen.
Doch hörst du lieber Meisterwort und Lehre
Von Contrapunkt und reinem Satz und Klang,
Als deines wohlgestimmten Herzens Ton,
So geh und lei're von Glückseligkeit
Die alte lange Gassenmelodie.

So mannichfaltig, als unendlich ist
Des Herzens nie entschlummerndes Bedürfen.
Nie füllen sich die Weiten und die Tiefen

Des Raum und Zeit verschmähenden Gemüths.
Drum rudre du auf deinem kleinen Nachen
Und steure mit verbundnen Augen weiter
Durch Wogenschaum und glattes Wellenspiel!
Der Stern, der deinen Weg berichtigt, ist
Mit dir und deinem Leben aufgegangen.
Ihm folg', und freue schweigend dich der Sonne,
Die du zu sehn vergebens dich bemühst,
So oft ihr Feuer deine Wange wärmt!